

7. Sekundärliteratur

Jahrbuch der alten Lateiner : Schola Latina.

Halle (Saale)

Persönliche Mitteilungen

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Persönliche Mitteilungen



**Oberstudiendirektor
Prof. Dr. Michaelis
und die Mitteldeutschen
Schülerwettkämpfe**

Von Dr. Alfred Reußner

Wer heute einen Gang durch die Franckeschen Stiftungen macht, vermag sich kaum vorzustellen, welches Leben nach dem ersten Weltkrieg auf diesem Gelände herrschte. Den Spaziergänger, der etwa an einem Hochsommersonntag, angelockt durch über die Mauer hallende Anfeuerungsrufe von Sprechchören, die Lindenpforte durchschritt, fesselte ein buntbewegtes Bild. Dichte Mengen von Zuschauern, darunter viel Jugend in farbigen Mützen, umlagerten den großen Platz im Feldgarten. Das Stadion durchflitzten auf fünf sorgfältig abgemessenen und durch helleuchtende Kalkstreifen voneinander abgesetzten Bahnen in heißem Kampf die Läufer, vielleicht gerade in der begeisternd schönen, die Geschwindigkeit vom 400- bis zum 100-Meter-Tempo steigernden Schwedenstaffel. Währenddessen stellte im Innenraum des großen Platzes der Gerätewart mit seinen Helfern schon in Eile Barren und Pferd bereit und baute das Spannreck auf für die Geräte-meisterschaft der höheren Schulen. Ihre von den in den Vorkämpfen ermittelten Spitzenkännern mit vollendeter Körperbeherrschung geturnten Übungen rissen oft zu lautem Beifall hin. Pausenlos rollten die weiteren Entscheidungskämpfe ab, bisweilen begleitet von flotten Weisen der Schülermusik-kapelle. Nach blitzschnellem Abbau der Turngeräte flogen über den gleichen Rasen die Speere und Disken. Dann wieder entstand im Nu ein Faustballfeld, und zwei fast gleichwertige Mannschaften kämpften erbittert um jeden Punkt, von schmetterndem Händeklatschen belohnt, wenn ein aussichtslos scheinender Ball durch eine geistesgegenwärtige Aktion doch noch gemeistert war. An der großen Sprunggrube hatten sich währenddessen schon die Stabhochspringer bereitgestellt, denn für die Verbreitung dieser schönen Übung an den Schulen hatten die Latinakampfspiele bahnbrechend gewirkt. Zum Schluß erreichte die Spannung der Zuschauer noch einen Höhepunkt, wenn die Provinzialmeisterschaft im Schlagball ausgetragen wurde und die Bälle bald als „Kerzen“ dem fälligen Rudel Zeit geben sollten, ungefährdet das Laufmal zu erreichen, bald im Weitschlag weit darüber hinausgetragen wurden, um die Läufer sicher ins Schlagmal zurückzuholen. Während dies elegante Spiel die Zuschauer eine Stunde lang in seinem Bann hielt, herrschte an einer ganz anderen Stelle der Stiftungen emsige Tätigkeit – in der „Buchdruckerei des Waisenhauses“. Einer oder mehrere Setzer opferten ihre Sonntagsruhe, damit noch kurz vor Schluß der dreitägigen Kämpfe die stimmkräftigsten Sextaner als „Extrablatt“ die umfangreiche Siegerliste zum Verkauf ausrufen konnten mit den

genauen Werten der Bestleistungen, die bei den Mehrkämpfen nur durch konzentrierte Arbeit des auf der „Insel“ während der gesamten Wettkämpfe tagenden Berechnungsausschusses rechtzeitig zu gewinnen waren.

Kaum war dann das Schlagballspiel abgepiffen, zog die stattliche Schar der Wettkampfteilnehmer – die einzelnen Schulen kenntlich an ihren bunten Mützen, hinter der SMC geschlossen auf den großen Platz zur Siegerehrung. Die Aufgerufenen traten, mit oft ein wenig verlegenem Stolz, aus dem Kreis der in zackigem Heilruf ihrer Freude Ausdruck gebenden Kameraden hervor und nahmen aus der Hand des Rektors der Latina den Ehrenpreis, den Eichenkranz (Mädchen der A. H. Francke-Schule hatten ihn gewunden) und die Siegerurkunde entgegen, die keine Dutzendware war, sondern selbst die preisgekrönte Leistung des Siegers in einem Wettbewerb aller höheren Schulen. Für die meisten auswärtigen Mannschaften gingen kurz danach die Züge nach der Heimatstadt ab, und so setzte sich nach dem Deutschlandlied die SMC wieder an die Spitze und führte die Schar der Buntmützen mit ihren Lehrern unter dem Geleit der Stiftungsschüler zum Bahnhof, wo unter frohem Winken Abschied genommen wurde in der Hoffnung auf ein Wiedersehen im nächsten Jahr.

Und sie kamen wieder. Die jugendlichen Wettkämpfer oft eine Reihe von Jahren hintereinander, in den Altersklassen aufrückend, vor allem aber die Lehrer, nahmen sie doch jedesmal eine Fülle von Anregungen mit aus dem Erlebten und aus den Gesprächen mit den Kollegen, die teils auf diesem, teils auf jenem Gebiet ihre besondere Stärke hatten. Doch es freuten sich auf die Begegnung auch die Hallenser, die sich mit jenen einig fühlten im Dienst an der Sache und oft von Hochachtung erfüllt waren, wenn sie sahen, mit welcher Aufopferung sie in diesen Tagen auch unter großen persönlichen Unbequemlichkeiten ihre Jungen betreuten. Denn der Sonntagnachmittag hatte ja nur die letzten Entscheidungskämpfe gebracht. Angereist kamen die meisten Mannschaften schon am Freitag, von jungen Lateinern am Bahnhof in Empfang genommen und zum Quartieramt geleitet. Die sehr heikle Aufgabe, für die allmählich das Tausend überschreitende Zahl der auswärtigen Wettkämpfer Unterkunft zu beschaffen, erleichterte die Opferbereitschaft der Eltern, nicht nur der einheimischen Stiftungsschüler, sondern auch der Kameraden von den städtischen Schulen – wenn auch die angeforderte Zahl zuweilen erst am letzten Morgen voll wurde. Dann konnte, nach einer äußersten Anstrengung der jungen Werber, der unermüdete Vater Wensch, der sich für die dornenvolle Aufgabe einen tüchtigen Helferstab herangezogen hatte, den Führern der eintreffenden Schulmannschaften die Anweisungen auf ihre Quartiere überreichen und sie entweder in der Stadt oder in den Schülerheimen der Stiftungen unterbringen, deren Zöglinge dann für diese Nächte bereitwillig ihre Betten räumten und sich mit einem Notlager abfanden.

Die Ankömmlinge mußten sich beeilen, um zu den Schwimmwettkämpfen zurechtzukommen. Diese erfreuten sich eines solchen Rufes, daß sich durch die dichten Scharen der Stunden zuvor schon den Eingang Belagernden oft selbst die Ordner nur mit polizeilicher Hilfe den Weg bahnen konnten. Schlag auf Schlag liefen dank der fabelhaften Organisation durch den Schwimmverein 02 die Wettkämpfe ab. Unter den ohrenbetäubenden Anfeuerungs- und Jubelrufen der Kameraden kamen erstaunliche Leistungen zustande. Welch herrliches Bild boten die Sprünge, bei denen traditionsgemäß der Latina mehrere Siege sicher waren – jahrelang durch die Gebrüder Ritter, die Dieter Fabian ablöste. Einmal hatte der Mackenschüler Schinköthe einen Sprung „von oben“ angemeldet. Nach dem Namensaufruf blickte alles gespannt zum 3-Meter-Brett und wunderte sich, als es leer blieb. Nicht gering war der Schrecken der Kampfrichter,

als auf einmal von der höchsten Galerie unter dem Dach ein Körper heruntergeschossen kam und im Wasser verschwand. Es war gut gegangen, aber Schule durfte dies Beispiel nicht machen. Für manchen war der Auftakt der Spiele im Stadtbad das schönste Erlebnis dieser Tage. An den Anfang mußte das Schwimmen rücken, weil am Sonnabend das Stadtbad den Schulen nicht zur Verfügung gestellt werden konnte. Sonst hätte am ersten Abend bestimmt die Begrüßung stattgefunden, die nun auf den Sonnabend verschoben werden mußte. Die Aufmerksamkeit, deren sich die Latinaspiele erfreuten, ließ sich abmessen an dem Rang der Ehrengäste aus Ministerium und Provinzialschulkollegium, die neben den Scharen der Wettkämpfer aus dem Raum zwischen Rhön und Schwarzer Elster, zwischen Salzwedel und Saalfeld zu begrüßen waren. Einmal hielt Dr. Diem den Festvortrag und wünschte, dies „Olympia der höheren Schulen“ möge ein exemplum trahens für andere deutsche Räume sein. Meist aber hatte eine der Stiftungsschulen die Ausgestaltung übernommen und den Abend in den Dienst der Musen gestellt. Unvergessen ist mir eine Aufführung von Platons „Hausgespenst“ durch das hinreißende Spiel aller Beteiligten und die lebensnahe, leider ungedruckt gebliebene Übersetzung. Nur einzelner Verse erinnere ich mich, so wenn der Hauptdarsteller Mackenroth (der Übersetzer) als verführter Sohn des Hauses beim Rückblick aus der lüderlichen Gegenwart auf seine besseren Tage feststellte:

Mein Diskuswurf war gar nicht ohne,
Im Laufen war ich 'ne Kanone*),

oder wenn der unglaublich verschlagene Sklave Tranio (Kalle Schmidt), der Verführer des Herrensohnes, seinem sittlich empörten Mitsklaven die Verwünschung

et te Juppiter dique omnes perdant...
canis capro commixta!

in der Form ins Gesicht schleuderte:

Daß dich Jupiter ersticke,
Mißgeburt von Hund und Zicke!

Wieviel Talente hat allein dieser Begrüßungsabend in seinen Dienst gezogen: Im Schillerjahr sei nur an die eindrucksvolle Aufführung der „Braut von Messina“ erinnert, die einmal Dr. Viol mit den Mackensen-Schülern bot.

Beim Rückblick aus den heutigen Verhältnissen auf jene Zeit nach dem bedrückenden Ausgang des ersten Weltkrieges erscheint es wie ein Wunder, daß eine so kleine Schule sich Jahr für Jahr die Durchführung eines solchen Festes zumuten konnte, während doch der Alltagsarbeit in den Klassen laufend ihr Recht werden mußte, um den Ruf der Latina auf ihrem eigentlichen Gebiet nicht absinken zu lassen. Wieviel Leid hatte doch schon jener Krieg gebracht und wie schwer war das Gefüge des Staates durch seinen unglücklichen Verlauf erschüttert worden. Und doch – wie rasch entwickelte sich damals auf allen Gebieten neues Leben! Die plötzlich aufflammende Sportbewegung war wohl nach außen das sichtbarste Zeichen der unzerstörten Lebenskraft unseres Volkes. In ihr fanden sich die aus dem Felde heimgekehrten Kollegen rasch mit den Schülern zusammen, trugen mit ihnen in kombinierten Mannschaften Spiele aus, liefen mit ihnen die Staffeln und fühlten sich ihnen im Dienste an einer gemeinsamen

*) Eine besondere Pointe erhielten die Verse dadurch, daß Mackenroth bei den Wettkämpfen des Nachmittags einen Sieg im Diskuswurf errungen hatte.

Aufgabe eng verbunden. Etwas von Schützengrabenkameradschaft übertrug sich hier auf die Schule, und mir will scheinen, Lehrer und Schüler seien sich seitdem nie wieder innerlich so nahe gekommen – es sei denn mancherorts in den gemeinsam getragenen Nöten der KLV-Lager.

In jener Zeit hatte die Latina das Glück, in Dr. Michaelis an ihre Spitze einen Mann treten zu sehen, dessen Persönlichkeit das Gefühl einer Schranke auch zwischen Kollegium und Leiter nicht aufkommen ließ. Bevor er kurz nach Kriegsende zum Rektor der Latina berufen wurde, hatte er der Klosterschule Roßleben vorgestanden, und Schüler wie Lehrer waren dort sehr traurig, als er sich entschloß, die neue Aufgabe zu übernehmen, womit dem alten Budenschüler und Friesen auch die Oberleitung der Pensionsanstalt zufiel. So von Kindheit auf vertraut mit allen Einrichtungen der Latina, war er entschlossen, unter Wahrung des Wertvollen an der Tradition auch den Forderungen des Tages ihr Recht zu verschaffen. Unbedingtes Vertrauen gewann ihm schon seine unantastbare persönliche Integrität, wie sie nach mancherlei Begebenheiten im Wirtschaftsbetrieb der Stiftungen während der Kriegszeit leider nicht mehr als selbstverständlich gelten konnte. Sie räumte mit den Fehlern der verfloßenen Periode rasch auf, und die Pensionsanstalt, die zunächst so schwach besetzt war, daß man einen großen Teil ihrer Räume an Studenten vergeben hatte, konnte bald die Zahl der Bewerber nicht fassen und mußte neue Stuben sogar im 5. Stockwerk einrichten. Auch die Schülervereine fanden in dem neuen Rektor einen verständnisvollen Förderer. Sie blühten wieder auf und erwiesen sich in ihrer Erziehungsarbeit des Vertrauens, das ihnen in Fortsetzung der von Alfred Rausch begründeten Tradition geschenkt wurde, fast durchweg würdig. Zahlenmäßig am stärksten entwickelten sich die Turnvereine. Waren im exakt gepflegten Geräteturnen die Friesen schon lange führend, so erkämpfte sich, besonders vom STV „Jahn“ vertreten, jetzt die Leichtathletik ihr Lebensrecht. Allmählich wichen damit, wie schon längst im Verein, so nun auch im Schulturnen, Hosenträger und lange Hose von den Spielplätzen und überließen – zunächst im Sommer, bald aber auch im Winter – dem leichten Sportdreß das Feld.

Dieses „Feld“ war allerdings zunächst noch recht bescheiden, denn der Feldgarten hatte sich während des Krieges unter Besinnung auf seinen Ursprung mehr und mehr vom Spielplatz zum Kartoffel- und Rübenacker zurückverwandelt, auf den die Verwaltung, gestützt auf abenteuerliche Rentabilitätszahlen, nicht glaubte verzichten zu können. Ohne die unbedingte Bejahung der neuen Ziele durch Rektor Michaelis und die innere Freudigkeit, mit der er sich für sie einsetzte, hätten die Kartoffeln und Rüben auf den Sportanlagen noch jahrelang ihr kümmerliches Dasein gefristet und wäre der Widerstand gegen die Umgestaltung des großen Platzes zu dem Stadion mit der erstklassigen, vielgeneideten Aschenbahn, für die sogar ein Stück „Jubi“ geopfert werden mußte, gewiß nicht zu überwinden gewesen. Auch hätte das ernste finanzielle Risiko, das namentlich in der Inflationszeit das Unternehmen der Schülerkampfspiele darstellte – ein verregneter Sonntag konnte den Bankerott bedeuten – das Fest nicht zur Entwicklung kommen lassen, wenn Direktor Michaelis vor der Gefahr kapitulierte und die Verantwortung gescheut hätte.

Wir empfanden es als tragisch, daß der Schwung, mit dem der neue Rektor die Schule auch äußerlich hätte zur Blüte bringen können, bald durch die finanziellen Nöte der Stiftungen gelähmt wurde. Wie hart ihn der erzwungene Abbau der Herbstklassen getroffen hat, hat er ja im vorletzten Jahrbuch selbst dargelegt. Einer Behörde, die gegen jede Ohrfeige zu Felde zog, machte es nichts aus, durch das Zerstören einer harmonischen Klassengemeinschaft und das gewaltsame Herausreißen aus ihrer Schule Dutzenden

von jungen Menschen einen schweren seelischen Schock zu versetzen. Denn die Jungen der Latina mußte eine solche Maßnahme eben deshalb besonders hart treffen, weil unter der Ägide von Direktor Michaelis die Schüler in jenen Jahren in ein so enges Verhältnis zu ihrer Schule getreten waren, wie es in einer öffentlichen Anstalt selten der Fall sein wird. Sie betrachteten sie mit ihren Sportplätzen, für deren Bau sie alle zahlreiche Wandertage und Spielnachmittage geopfert hatten, fast wie ein Stück von sich selbst. Als letzter Ordinarius der Milla, die man so grausam aufteilte, daß die Stadtschüler die Stiftungen verlassen mußten, habe ich ihren Schmerz aus größter Nähe kennengelernt und kann es verstehen, wenn mancher, wie die auf S. 42 des Jb. 1958 erwähnte Zuschrift beweist, das Trauma bis heute nicht verwunden hat.

Trotz der erzwungenen Verkleinerung zur einzügigen Schule hat die Latina die Schülerkampfspiele über die Amtszeit von Direktor Michaelis hinaus bis an die Schwelle des zweiten Weltkrieges fortführen können, da sein Nachfolger das Erbe in treue Obhut nahm. Selbst gegen den Totalitätsanspruch der Hitlerjugend hatten sie sich damit behauptet.

Große Opfer an Zeit und Kraft forderten sie von den Schülern, aber der Einsatz lohnte sich durch die Wirkung, die die gemeinsame Aufgabe auf den Geist der Schule ausübte. Lehrer und Schüler standen in ihrer Schulter an Schulter. Kein Rädchen durfte versagen, ohne den planmäßigen Ablauf des Ganzen zu gefährden. Schon dem jüngsten Helfer wurde bewußt, daß es dabei auf ihn nicht minder ankam als auf den Leiter der ganzen Organisation. Diese Gewißheit spornte an zum Streben nach Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit, für die es keinen Lohn gab, als das Hochgefühl, zum Gelingen des Ganzen mitgeholfen zu haben.

So wurde hier Gemeinschaft nicht gepredigt, sondern erlebt, und damit die beste staatsbürgerliche Erziehung verwirklicht, die man sich denken kann. Einen Fortschritt über diesen Zustand hinaus habe ich an keiner der Schulen gefunden, an denen ich seither tätig war – meist wurde dieses Ideal bei weitem nicht erreicht.

So denke ich heute am Schluß meiner Amtslaufbahn voll tiefen Dankes an deren erste Jahre in der Latina zurück. Er gilt in erster Linie ihrem damaligen Rektor, der, von einem Kreis ausgezeichneten Mitarbeiter umgeben, mit klarem Blick erkannte, welche ihrer vielfachen Anregungen den Einsatz lohnten, und diesen dann mit Energie zum Durchbruch verhalf. Wer ihm gegenübertrat, spürte in ihm den harmonischen, vornehm gesinnten und dabei warmherzigen Menschen, voller Freude am Helfenkönnen, aber abhold allem Kleinlichen und unfähig, jemandem absichtlich ein Leid zu tun. Selbst ein vorbildlicher Lehrer, der seine Begeisterung für Literatur und Kunst der Griechen auf die Schüler zu übertragen verstand, übte er doch Nachsicht gegenüber den Schwächen des Anfängers, suchte in jedem Versuch vor allem das Gelungene und ermutigte dadurch, daß er es hervorhob und anerkannte. So war auch das Verhältnis zum Kollegium auf gegenseitiges Vertrauen gegründet. Ohne Rückhalt konnte jeder seine Ansicht vertreten. Dadurch kam es zu mancher temperamentvollen Äußerung, mündlich und schriftlich; aber hatte der Jüngere es dabei an Takt und Reife fehlen lassen, so war der Rektor in seiner Güte unfähig, ihm das nachzutragen, und führte ihn durch die vorgelebte humanitas um so sicherer auf den rechten Weg.

Je größer der Abstand wird, um so klarer tritt die Zeit nach dem ersten Weltkrieg als ein Höhepunkt in der Geschichte unserer lieben Schule hervor. Symbol für die innere Aufwärtsentwicklung trotz beständiger materieller Not bleibt Lehrern und Schülern, die sie miterlebten, der Name Michaelis. Sie werden seinem Träger dafür immer in Dankbarkeit verbunden bleiben.

Ergänzungen zu unserem
vorjährigen Bericht

„Oberstudiendirektor Dr. Max Dorn 75 Jahre“

„Mitgliedschaft in der Gemeindevertretung und Gemeinde-Kirchenrat von St. Laurentius und St. Georgen. Oberstudiendirektor und Direktor der Franckeschen Stiftungen von April 1935 bis Oktober 1945. Mit Lehraufträgen betraut am germanistischen und auch jetzt noch am altsprachlichen Institut der Universität.“

Nachwort von Dr. W. Michaelis



Wenn ich im folgenden versuche, die Persönlichkeit und das Wirken meines verehrten Nachfolgers Dr. M. Dorn zu würdigen, bin ich mir bewußt, nur Unvollkommenes sagen zu können; einmal, weil der innerste Kern des Wesens jedes Menschen dem Außenstehenden verschlossen bleiben muß und nur die Früchte seiner Lebensarbeit einen Schluß darauf gestatten, und dann, weil ich in diesem besonderen Fall noch die ausdrückliche Bitte unseres Freundes, meinen Versuch nicht ganz in eine ominöse laudatio ausklingen zu lassen, zu erfüllen bemüht sein muß.

Als im Januar 1935 meine Versetzung in den Ruhestand feststand und ich von dem mir nach dem Statut der Fr. St. zustehenden Recht, meinen Nachfolger zu wählen, Gebrauch machte, war ich keinen Augenblick im Zweifel, daß ich nur meinen treuen Mitarbeiter Studienrat Dr. Dorn nominieren konnte. Wie richtig meine Wahl war, zeigte sich sogleich darin, daß nicht nur das Ministerium die Bestätigung sofort erteilte, sondern auch die Lehrerschaft ohne Neid und mit voller Anerkennung und Sympathie den Aufstieg ihres Kollegen begrüßte und daß die Schülerschaft glücklich war, sich unter ihm als Rektor geborgen zu wissen. Und die bei der Einführung von Herrn Kollegen Dorn sowohl von den Vertretern der vorgesetzten Behörden, der stiftischen Beamten, der Gesamtlehrerschaft und der Internate wie auch die durch die städtischen Kollegen ausgesprochene freudige Genugtuung hat die glückliche Amtsführung des Gewählten bestätigt. So schwer auch die Aufgaben des Direktoriums der Fr. St. von 1914 bis 1935 gewesen waren, sie wurden noch schwerer in den Schicksalsjahren 1935-45, und es ist bewundernswert, wie Direktor Dorn mit immer neuem Mut, klarer Erkenntnis des Wesentlichen und Möglichen und mit diplomatischem Geschick das gefährdete Schiff der Stiftungen durch die stürmischen Wogen zu steuern wußte. So konnte aber nur eine Persönlichkeit wirken, die selbstlos, von unermüdlichem Pflichtgefühl erfüllt, großzügig und allem Kleinlichen abhold, von der großen Verantwortung für das Erbe A. H. Franckes durchdrungen, im festen Glauben an den Allgütigen und Allmächtigen immer neue Kraft fand. Aus dieser Wesenheit quoll sein Tun, sie war die Grundlage und Gewähr seines Wirkens. Seine hervorragende pädagogische Begabung und Erfahrung, sein umfassendes Wissen

im Bereich der alten und neuen Sprachen, der Theologie, Kunstgeschichte und Philosophie kennt jeder alte Lateiner aus eigener Erfahrung, und an seine Beherrschung des Wortes, seine stets hilfsbereite Güte und seinen nie versiegenden Humor werden wir uns immer dankbar erinnern. Das offen auszusprechen, muß mir die edle Bescheidenheit meines lieben Kollegen gestatten, denn es ist keine schönfärberische Lobhudelei, sondern nur unser gutes Recht und die Pflicht der Dankbarkeit, die wir ihm schulden. Schweren Herzen verzichte ich, seinem Wunsch folgend, auf alle Einzelheiten und auf die Zusammenstellung seiner wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Aber ich hoffe und wünsche, daß das jetzt Versäumte bei seinem 80. Geburtstag von einem besseren Biographen nachgeholt werden darf und auch nachgeholt werden wird. Das gebe Gott!



**Oberstudiendirektor
Dr. Friedrich Hackmann
80 Jahre alt**

Von Oberstudiendirektor a. D.
Ernst Wagner, Sigmaringen.

In den beiden letzten Heften unserer „Schola Latina“ hat mein lieber Klassenkamerad Rudolf Spierling das Gedächtnis an zwei unserer ehemaligen Lehrer wachgerufen, an Paul Frese und an Robert Crampe. Diesmal gilt unser Andenken einem anderen Lehrer: Friedrich Hackmann, der als Klassenleiter in den beiden Primajahren und als Lehrer in den beiden alten Sprachen unsere Generation 1912 zur Reifeprüfung führte.

Unsere liebe „Latina“ hatte viele tüchtige Lehrer, die zu Direktoren auswärtiger Schulen berufen wurden; natürlich in erster Linie Altsprachler, und dadurch verjüngte sich das Kollegium für dieses Fachgebiet immer wieder aufs neue. Der damalige Leiter der Franckeschen Stiftungen, Geheimrat Fries, hatte einen guten Blick für die Fähigkeiten eines Lehrers, und daher gehörten Fehlberufungen zu den Seltenheiten. Gerade in den Jahren, in denen meine Schülergeneration die „Latina“ besuchte, geschahen oft solche glücklichen Berufungen junger Lehrer der alten Sprachen; es kamen: 1904 Konrad Wienbeck, 1905 Dr. Johannes Möller, um 1908 Dr. Rudolf Ritter, Michaelis 1908 Dr. Friedrich Hackmann, 1909 Ernst Faltin, etwa um die gleiche Zeit Dr. Rudolf Ebeling und 1911 Dr. Max Dorn.

Von den Genannten starb Konrad Wienbeck schon 1928 als Oberstudien-
direktor in Ploen durch einen tragischen Unglücksfall, Dr. Johannes Möller
ist erst vor kurzem als Oberschulrat in Hannover gestorben, Dr. Rudolf
Ritter fiel als Offizier zu Beginn des ersten Weltkrieges, die anderen leben
noch heute.

Da Dr. Friedrich Hackmann am 15. November 1959 das achte Jahrzehnt seines Lebens vollendet hat, seien mir, seinem ehemaligen Schüler, Kollegen und – das darf ich wohl sagen – Freund einige Worte dankbarer Erinnerung gegönnt.

Hackmann wurde in Wuppertal geboren; nach der Reifeprüfung am Barmer Gymnasium studierte er in Tübingen, Leipzig, Berlin und Halle. Er muß ein fröhlicher Student in Tübingen gewesen sein; denn er hat mir einmal gestanden, er habe dort sehr häufig beim Heimweg die Sonne aufgehen gesehen. In Berlin promovierte er zum Dr. phil. bei Eduard Meyer, dem damals wohl bekanntesten Vertreter der Alten Geschichte an deutschen Universitäten. Die wissenschaftliche Prüfung bestand er – und das wurde sein und unser Schicksal – unter dem Vorsitz von dem oben genannten Wilhelm Fries in Halle und erwarb die Lehrbefähigung in Latein, Griechisch, Geschichte und Religion. Nach dem Vorbereitungsdienst in Schleusingen und Erfurt wurde er Oberlehrer (heute heißt es Studienrat) am Johanneum in Lüneburg und wurde, wie erwähnt, im Herbst 1908 an die „Latina“ berufen. Dort war ich als ganz junger Anfänger noch von Herbst 1915 bis Pfingsten 1916 mit ihm im Kollegium zusammen; von da ab wurde er Soldat, erkrankte 1918 schwer und wurde nach seiner Genesung noch vor Kriegsende zum Leiter des Gymnasiums in Torgau gewählt, 1923 wurde er Oberstudiendirektor am Johanneum in Lüneburg, einer im damaligen Sprachgebrauch „besonders bedeutungsvollen Anstalt“. 1933 wurde er von den Nationalsozialisten amtsenthoben und Studienrat in Goslar; 1937 trat er in den Ruhestand, widmete sich in der nicht ganz freiwilligen Mußzeit wissenschaftlichen Studien; er war beteiligt an der Herausgabe historischer Karten, die die geschichtlich gewordenen Gebietsverhältnisse der Balkanstaaten klären sollten, und las seine „geliebten Alten“. Er wohnte in Berlin und verließ die Großstadt bisweilen, um sich in seinem Heim in Stolberg (Harz) zu erholen. Der Zusammenbruch 1945 führte ihn nach Westdeutschland, wo er sich nach Zwischenaufenthalten in Heidelberg und Mannheim in Jugenheim an der Bergstraße in der Nähe seiner Kinder und Enkel ein „Tusculum“ für sein „otium cum dignitate“ eingerichtet hat. Soweit der äußere Lebensweg.

Als Hackmann im Herbst 1908 in das Kollegium der „Latina“ eintrat, wurde er Klassenlehrer der M III b. Der damalige Direktor Dr. Rausch erkannte sehr schnell die großen Fähigkeiten seines neuen Oberlehrers und ließ ihn schon nach einem halben Jahr gewaltig „springen“. Hackmann bekam als Lehrer in Latein und Geschichte das Ordinariat der Oberprima (O Ia), die er nach einem Jahr 1910 zur Reifeprüfung führte. Danach wurde er als Lehrer der beiden alten Sprachen für zwei Jahre unser Ordinarius in O Ib und O Ia. Von allen Lehrern, die unsere Schülergeneration unterrichtet haben, ist er der einzige, der noch lebt, nachdem vor einigen Wochen unser Ordinarius in VI und V Dr. Erich Reuter in Jena verstorben ist. Allerdings weiß ich nicht genau, ob Otto Elsäßer, unser Turnlehrer in O III b, noch lebt.

Unsere Klasse war wohl in Latein bei Dr. Reuter, Crampe, Rieger und Dr. Herold recht ordentlich vorbereitet, in Griechisch sicher nicht ganz so; ich selbst wies jedenfalls in diesem Fach beachtliche Lücken auf. Mit etwas bangen Gefühlen traten wir in die O Ib ein; unserem neuen Ordinarius ging der Ruf großer Strenge voraus.

Hackmanns sonniger, bisweilen sarkastischer Humor sorgte für ein gutes „Betriebsklima“. Bei Wahlfragen, wo der Gefragte die Auswahl zwischen zwei Antworten hatte, pflegte er bei falscher Wahl zu sagen: „Immer das andere, dann wird's richtig.“ Ich habe mir dies Wort gemerkt und selbst im Unterricht oft gebraucht. Als ich im letzten Winter in der ersten Stunde nach dem Hellwerden das Licht ausschalten wollte und den

falschen Schalter erwischte, erscholl es aus der Klasse: „Immer der andere, dann wird's richtig.“

Großartig war Hackmann in seinen „Einleitungen“ zu den griechischen und lateinischen Schriftstellern. Wie ein Professor trug er vor, und wir schrieben eifrig nach. Was ich damals dem Papier anvertraut habe, hat mich durch ein langes Lehrerleben begleitet, bis ich das mit späteren Anmerkungen versehene Heft bei meiner Flucht in Breslau zurücklassen mußte. So fein wie die Einleitungen waren auch seine Interpretationen; am besten gelangen sie ihm nach meiner Erinnerung bei Horaz, Sophokles und Thukydides. Der Höhepunkt war die Antigone, und in diesem Drama die Worte der Antigone: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da.“ Damals reifte in mir der Entschluß, Altphilologe zu werden, um durch Sophokles und Thukydides die Jugend zu erziehen. Daß ich Lateinlehrer werden wollte, stand für mich eigentlich seit der VI fest; aber auch die Mathematik hatte es mir angetan. Nun wurden es Latein, Griechisch, Geschichte und Religion, also Hackmanns Fächer.

Im Lateinunterricht bereitete er uns auf die Abiturarbeit vor durch Übersetzung moderner Stoffe – meist historischen Inhalts – in die lateinische Sprache. Die nette Zeitschrift „Scriptor Latinus“ war ihm und uns damals ein guter Begleiter.

Geradezu berühmt waren Hackmanns Morgenandachten. Die Schüler waren zur Teilnahme verpflichtet, die Lehrer gebeten. Mein Vater pflegte zu sagen: „Wenn Hackmann spricht, muß ich da sein.“ Hackmann selbst hat mir auf Befragen später gesagt, als Grundlage für diese Andachten habe ihm das schöne Buch „Bibelbetrachtungen eines modernen Laien“ gedient.

In den letzten Tagen vor den Michaelisferien 1911 betrat Hackmann mit einem sehr ernsten Gesicht unsere Klasse und sagte uns: „In Europa ist Krieg; soeben erfahre ich im Lehrerzimmer den Beginn des italienisch-türkischen Krieges.“ Wir wußten nicht, was Krieg ist. Unser Klassenkamerad Ebbinghaus machte uns vor dem Eintreten der Lehrer von dem Katheder aus vor, wie das „Kollegium der Latina“ in den Krieg zog. Ich muß noch heute über die feinen Karikaturen unseres Mitschülers schmunzeln. Lautes Lachen war unser Dank. Und wenn Hackmann dann kam, sagte er fröhlich lächelnd, fast als ob er ein wenig vor der Tür gelauscht hätte: „Entschuldigen Sie, ich komme wohl zu früh!“

Während unserer Primanerjahre zog bei dreien unserer Lehrer in die Familien tiefes persönliches Leid ein; Nebert verlor seine Frau, Herold seinen Sohn und Hackmann seine älteste Tochter. Wir haben es unserem verehrten Lehrer hoch angerechnet, daß er trotz persönlicher Trauer wenigstens für kurze Zeit bei unserem Abiturientenkommers erschien und uns – in lateinischer Rede – verabschiedete: „Sodales amicissimi, paene dixi ‚commilitones‘ . . .“ Und dann machten wir 12 Abiturienten zusammen „examine bene superato“ in seinem gemütlichen Heim in Dölau am Rande der Heide unseren Abschiedsbesuch. Da sprach unser Lehrer die prophetischen Worte: „So, wie Sie jetzt zusammen sind, werden Sie nie mehr zusammenkommen.“ Wir haben das damals nicht geglaubt. Er hat recht behalten. Nach 2½ Jahren begann der Krieg auch für das Deutsche Reich; und vier von uns erfüllten ihre Pflicht bis zum Tode: Hamann, stud. theol.; Heise, stud. phil.; Meyer, Offizier; Schumann, stud. ing.

Mein Freund Haußleiter und ich, wir „Altphilologen“, sind nach dem Abitur noch manches Mal durch die Heide zu unserem ehemaligen Lehrer hinausgewandert und haben ihn als „Fachberater“ für unser Studium benutzt. Er nahm herzlichen Anteil an unseren Fortschritten und begleitete uns in der Abenddämmerung noch ein Stückchen des Weges durch die Wälder der Heide.

Als wir erfuhren, Hackmann sei dran, die Rede zu Kaisers Geburtstag zu halten, war es für uns eine Selbstverständlichkeit, daß wir, obwohl schon

Studenten, „dabei“ sein wollten. Ich wurde beauftragt, bei Direktor Rausch die Erlaubnis zur Teilnahme an der Schulfeier zu erwirken. Mir als dem Kollegensohn konnte er die Bitte ja schlecht abschlagen. Gern gab Rausch die Erlaubnis nicht. (Der bekannte Präzedenzfall.) „Setzen Sie sich hinter den Chor, wo Sie niemand sieht; dagegen will ich nichts haben.“ Hackmann sprach über „die nationale Idee in der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts“. Und wieder sprach er ein sorgenvolles, prophetisches Wort: „Es kann sein, daß all die Opfer, die unsere Vorfahren für diese Idee gebracht haben, von uns selbst noch einmal verlangt werden.“ Er hatte wieder recht. Kurz darauf brauste der Sturm des Krieges über Europa.

Ich traf unseren Lehrer im Konferenzzimmer der „Latina“ wieder, als ich – wie erwähnt – Michaelis 1915 nach meiner Entlassung noch als Student Lehrer wurde. Ein Kollege beschwerte sich bei ihm über seinen schlechten Stundenplan mit vielen Hohlstunden. Hackmann erwiderte: „Ich wollte, ich hätte sie.“ Er gab viele Überstunden im Kriege, so daß er kaum Hohlstunden haben konnte. Vor den Herbstferien 1918 trafen sich mein Vater mit Frau und mit mir – ich war als Soldat gerade in Halle –, Konrad Wienbeck mit Frau, Ernst Faltin mit Frau und Friedrich Hackmann mit Frau in Faltins Wohnung, um Hackmann, der Direktor in Torgau geworden war, so gut es eben damals gegen Ende des Krieges ging, aus Halle wegzufeiern. Von da ab haben wir uns nur noch selten gesehen, das letzte Mal im Mai 1943 in Berlin in seinem Heim in der Garystraße. Ich war infolge der Taufe eines Neffen in Berlin, hatte mich bei ihm angemeldet und betrat sein Arbeitszimmer gerade, als einer seiner letzten Abiturienten sich verabschieden wollte. Hackmann sagte in seiner fast väterlichen Art: „Und hier sehen Sie einen meiner ältesten Abiturienten.“

Im vertrauten Gespräch wußten wir sofort, wir waren in unseren politischen Meinungen dieselben geblieben, wir hofften auf eine baldige Beseitigung des bestehenden Regimes, das Deutschland um Ehre und Ansehen gebracht hatte.

Dann rissen die Wirren von 1945 die Verbindung zwischen uns für einige Zeit ab, bis ich, inzwischen in Sigmaringen, durch Zufall seine Adresse in Süddeutschland entdeckte. Seitdem stehen wir in brieflichem Verkehr, persönlich haben wir uns noch nicht wiedergesehen. Wir sind ja nun beide längst Großväter und berichten uns von unseren Kindern und Enkeln. Ich habe meinem lieben Lehrer zum 15. November gratuliert. Möge ihm noch manches Jahr in Gesundheit und Lebensfreude beschieden sein! Diese Worte der Erinnerung habe ich gern geschrieben. Alle seine Schüler, ich persönlich in besonders hohem Maße, wir verdanken ihm viel. Ob wohl das Jahr 1962 den dann noch Lebenden ein Wiedersehen schenkt? Am Tage unserer Schulentlassung sicher nicht; denn das war der 29. Februar 1912; und diesen Tag wird es 1962 nicht geben.

Wiedersehen nach 50 Jahren

Von Oberstudiendirektor Paul Müller, Bielefeld (1903–1910)

In den Osterferien dieses Jahres fuhr ich mit meiner Frau gen Süden an die Bergstraße. Wir hatten einen schweren Winter hinter uns, und mancherlei Arbeit hatte mich zuletzt gedrückt. Ende März ging es los! Um die Mittagsstunde grüßte uns das liebe, alte Marburg, und Jugenderinnerungen stiegen auf an die Zeit vor 40 Jahren. Am Abend trafen wir in Bensheim ein, und eine Jugendgefährtin holte uns ab. Wunderbare Tage haben wir dort verbracht. Der Frühling kam, alles blühte auf Bergen und Hängen. Aber davon will ich ja gar nicht berichten, das steht ja alles am Rande. Eines Tages forderte uns die Bensheimer Bekannte auf, mit ihr nach Jugenheim zu fahren. Als das Stichwort Jugenheim fiel, entsann ich mich,

daß dort mein alter Ordinarius von der Latina in Halle wohnte: der Oberstudiendirektor i. R. Dr. Hackmann. Der Gedanke an ihn beschäftigte mich den ganzen Tag. Ich saß wieder in der alten Klasse von 1910 und sah ihn hereinkommen, sich an das Pult lehnen, und schon begann das Exerzitium.

Eigentlich, so sagte ich mir, müßtest du den alten Herrn aufsuchen. So kamen wir am Nachmittag nach Jugenheim, stiegen den heiligen Berg empor, besichtigten das goldene Kreuz und sahen die vielen jungen Menschen, die die pädagogische Hochschule dort besuchten. Dann kletterten wir vom Berg hinab und suchten ein gemütliches Plätzchen, wo wir Kaffee trinken konnten. In einer kleinen Seitenstraße, im Tannenhof, kehrten wir ein. Ich erzählte meinen Begleiterinnen aus der Jugendzeit und von diesem Mann, den ich seit fast 50 Jahren nicht wiedergesehen hätte. Da – während ich noch sprach – ging ein altes Ehepaar langsamen Schrittes an unserem Gartenplatz vorüber. Der alte Herr trug eine Baskenmütze, und in der rechten Hand hielt er ein Körbchen. Er war immer Kavalier und mutete seiner Gattin nicht solche Last zu. Ich schaute genauer hin. Mit einemmal sprang ich auf und sagte: „Da ist er!“ Schon war ich auf der Straße und eilte mit schnellen Schritten dem alten Ehepaar nach. Es gelang mir, mich an die beiden heranzupirschen; ich fragte: „Herr Dr. Hackmann?“, und schon wurde mir die Antwort: „Jawohl!“, worauf aus meinem Munde die Entgegnung kam: „Ich bin ein alter Schüler von Ihnen, vor knapp 50 Jahren in Halle auf der Latina.“

Von dem weiteren Gespräch will ich absehen. Fest steht, daß meine Begleiterinnen und ich den ganzen Tag von nichts anderem sprachen als von diesem eigenartigen Erlebnis. Man muß nach Jugenheim fahren, um auf der Straße seinen alten Lehrer wiederzusehen.

Meine Erzählung ist kein Aprilscherz, obwohl es am 1. April war. Ein strahlender Frühlingstag, an dem Lehrer und Schüler sich wieder begegneten.

D. theol. Hermann Alberts 90 Jahre

1879–1888 Superintendent, Oberdomprediger, Standortpfarrer i. R.
Stendal, Hallstraße 28.

Am 28. 12. 1959 feierte unser verehrter Kommilitone D. Alberts seinen 90. Geburtstag in körperlicher und geistiger Frische.
Wir haben D. Alberts herzliche Glückwünsche übermittelt.

Pfarrer Fr. Gabriel, Berlin-Halensee, 80 Jahre

Am 16. 2. 1959 feierte Pfarrer Gabriel seinen 80. Geburtstag in körperlicher und geistiger Frische. An den monatlichen Zusammenkünften der Ortsgruppe Berlin nimmt er regen Anteil.

Wir haben unserem verehrten Kommilitonen herzliche Glückwünsche übermittelt.

Bergassessor Bernhard Leopold 80 Jahre

Am 28. 9. 1959 feierte unser Kommilitone Bernhard Leopold in geistiger Frische seinen 80. Geburtstag.

Die Glückwünsche der „Alten Lateiner“ überbrachte Kommilitone Rudolph. Im Namen der Jahner gratulierte Kommilitone Anspach. Kommilitone Leopold läßt alle alten Lateiner herzlich grüßen.

E. Rudolph, B. Leopold, S. Anspach.

Dr. Franz Mendelson, Kammerdirektor a. D., 80 Jahre

1892-1898

Am 10. 7. 1959 beging unser Kommilitone Dr. Mendelson seinen 80. Geburtstag in körperlicher und geistiger Frische. Er ist einer unserer Treuesten.

Wir haben Herrn Dr. Mendelson herzliche Wünsche für weiteres Wohlergehen übermittelt.

Harry Schober 80 Jahre

Seinen 80. Geburtstag feierte unser Kommilitone am 1. 10. 1959. Am gleichen Tage konnte Harry Schober seine Goldene Hochzeit im Kreise seiner Familie feiern.

Prof. Dr. Dr. h. c. Martin Lerche, Berlin

wurde am 4. Juli 1957 anlässlich der 350-Jahr-Feier in Gießen mit dem Dr. h. c. ausgezeichnet, und zwar mit folgender Laudatio:

"... den hervorragenden, international anerkannten Forscher auf allen Gebieten der Lebensmittelhygiene, der seine umfassenden Kenntnisse zu einem organischen Ganzen gestaltet und mit größtem Erfolg zur Hebung der Qualität der Lebensmittel im Hinblick auf ihre Haltbarkeit, Bekömmlichkeit und gesunde Beschaffenheit eingesetzt hat, den ausgezeichneten akademischen Lehrer, den verdienten Leiter und Organisator nationaler und internationaler Kongresse und den Herausgeber wertvoller wissenschaftlicher Handbücher und Zeitschriften ..."

Am 16. 8. 1958 wurde Prof. Lerche zum Ehrenmitglied der American Veterinary Medical Association ernannt.

Wir gratulieren unserem Kommilitonen Lerche herzlich zu den verdienten Auszeichnungen.



Lehrerkollegium der Latina

III. Professor Hergt

Von Rudolf Spierling (1903–1910).

Am 24. Februar 1939 — vor beinahe 21 Jahren — starb in seinem 78. Lebensjahre der ehemalige Lehrer der Lateinischen Hauptschule Professor Dr. phil. Gustav Hergt. Er war geboren am 13. Oktober 1861 zu Bittroda bei Wiehe (Unstrut) als Sohn eines Gutsbesitzers. 1875 kam er als Schüler nach Halle auf die Latina, wo er 1884 das Abitur bestand. In Leipzig war er als Student bei der Burschenschaft Germania aktiv und studierte, vorwiegend in Halle, klassische Philologie, Geschichte und Erdkunde. 1890 legte er die Staatsprüfung pro fac. docendi ab. Von 1891 an ist er als Lehrer seiner Latina treu geblieben, bis er 1924 in den Ruhestand trat.

Hergt ist unverheiratet geblieben. Er war eine lebensvolle Persönlichkeit, ausgestattet mit reichen Geistesgaben, ein weitgereister Mann, der ganz Europa gesehen hat. Seine Schüler wußte er im Unterricht zu fesseln und anzuregen, zumal er nicht nur über ein umfassendes Wissen verfügte, sondern auch die seltene Gabe humorvollen Erzählens besaß. Viele seiner ehemaligen Schüler von nah und fern werden auch heute noch mit dankerfülltem Herzen ihres hochverdienten und im wahren Sinne des Wortes geliebten Lehrers gedenken.

Als wir Ostern 1906 in die Untertertia (O III b) versetzt waren, wurde Oberlehrer Dr. Hergt, der bald darauf den Titel Professor erhielt, unser Lehrer in Griechisch, Geschichte und Geographie. Er stand damals im 45. Lebensjahre. Warum er den Spitznamen „der Hecht“ bekommen hatte, weiß wohl keiner. Vielleicht, weil Hecht sich schneller spricht als Hergt. Spitznamen sind meist sehr treffende Bezeichnungen für irgendwelche Eigenheiten ihrer Inhaber: Fips, Schnurz, Bums, Tapsch, Zicke, Essel, Koksmann bzw. Freistoß usw. Charakterlich wie äußerlich war Hergt alles andere als ein räuberisch dahinschnellender Hecht im Karpfenteich. Er war im Gegenteil ein jovialer, hochanständiger, freundlicher, humorvoller Herr, eine Seele von einem Menschen, und bewahrte in jeder Bewegung, in seinem Wesen und seinen Worten immer eine gleichbleibende Stetigkeit und Ruhe. Als Student freilich hatte er eine sehr kräftige und gewandte Klinge geschlagen. Von seinen vielen Messuren zeugten eine Menge Schmisse auf dem etwas licht werdenden Schädel und im Gesicht. Besonders als Säbelfechter hatte er wohl einen Namen gehabt. Den merkwürdigsten Schmiß trug er aber auf der linken Wange, einen mächtigen Durchzieher, beginnend am linken Ohr, von wo er quer durch Wange und Mund ging. Und zwar hatte ihm sein Kontrahent die Oberlippe an ihrer Innenseite von rechts nach links gespalten. Es war ein Meisterhieb und muß das reine Schlachtfest gewesen sein. Man sah die Spaltung der inneren Oberlippe, die kunstvoll zusammengeflochten war, übrigens am besten, wenn man als Schüler auf der Schulbank saß und zu dem Professor aufsaß, wenn er direkt vor einem stand und in seiner instruktiven, gütigen Art pompös und plustring herabredete, so er, wie er es liebte, sich auf der Wanderung durch die Klasse befand. Ich habe das persönlich oft erlebt, saß ich doch in der Untersekunda, von der „Zicke“ vorzitziert, lange Zeit vor dem Katheder am „Kap der Stürme“.

Mein Klassenkamerad P. M. nannte ihn stets den „Herrn Hergt“. Er traf damit das Richtige. Der Professor mit seiner kräftigen Statur war kein „Kessel“ oder „Pauker“, wie ihn Reimann beschrieb, sondern eine sehr würdevolle Persönlichkeit, selbstbewußt und imposant. Er ging nicht, er lief nicht. Er schritt. Ob er das Klassenzimmer betrat oder, aufsichtführend, die Hände auf dem Rücken, im Schulhofe oder auf dem Flur daher „wandelte“ —

er war die personifizierte Würde selbst. In kerzengerader Körperhaltung schritt er erhobenen Hauptes fürbaß, wobei seine mächtige Nase, richtunggebend, stolz unter der schwarzen Erbse hervorlugte. Sein gepflegter, kräftiger Schnurrbart verdeckte den Schmiß gut, der ihm die Oberlippe gespalten hatte. Als wohlsituierter Junggesell, der viel auf sein Äußeres hielt, war er stets gut gekleidet. Seine in erstklassigen Schneiderateliers angefertigten Anzüge zeugten von einer gewissen Eitelkeit ihres Besitzers. Fast ausnahmslos erschien er zum Unterricht in einem „Schwenker“ von feinstem Tuch. Dabei bevorzugte er die sehr empfindliche hellgraue Farbe. Über der bauchumspannenden Weste hing eine dicke goldene Uhrkette und an dieser eine Berlocke, ein in Gold gefaßter Stein, der einen griechischen Sagenhelden mit Helm und Helmbusch darstellte. Die schwergoldene Uhr mit dem glitzernden Klappdeckel war ein Schmuckstück von ganz besonderem Wert. Anstatt eines damals allgemein noch schmalen „eisernen“ Schlipfes schmückte ihn meist ein schwerseidenes, vielgefälteltes Plastron mit einer besonders großen, schönen Perle als Krawattennadel. So trug er seine Stattlichkeit mit imponierender Würde daher und drehte seinen Embonpoint wohl auch beim Schreiten immer ein klein wenig nach rechts und links. Nicht auffällig; aber er drehte. Kurzum, er war ohne Zweifel eine Zierde des Lehrkörpers der Latina.

Seine Wohnung befand sich im Parterre des vornehmen Hauses Nr. 32 der Alten Promenade, da, wo die grüne Linie der Straßenbahn von der Hauptpost zum Stadttheater hochfuhr. (Vielleicht tut sie es heute noch.) Eine sehr nette alte Dame führte ihm den Haushalt. Hatte ich in der Quarta meinem Klassenlehrer Prof. Crampe die Hefte nach seiner Wohnung Hagenstraße 2 getragen, so trug ich als Tertianer zwei Jahre lang die griechischen Hefte zum Korrigieren nunmehr für Professor Hergt zur Alten Promenade. Ich bin also in dieser Zeit oftmals in seiner Wohnung gewesen. Sein Wohn- und Studierzimmer war sehr vornehm eingerichtet und enthielt eine umfangreiche Bibliothek, die mir damals insofern sehr imponierte, als sie nirgends alte Schwarten zeigte, sondern mit großen Werken in schönen Einbänden prangte. Außerdem standen in dem Raume zwischen den Mahagonimöbeln mehrere Marmorbüsten, Zeus, Apollo, Athene Parthenos usw.

Professor Hergt war ein charakterlich hochanständiger Mann, viel zu anständig für uns dumme Jungen von 12 bis 14 Jahren in der Untertertia. Als er in seiner strengen Würde mit unnachahmlicher, stolzer Haltung erstmals oben auf dem Pädgen unsere O III b betrat und vor zum Katheder schritt, dachte ich: O jemineh, der guckt aber böse und nimmt von uns gar keine Notiz, der ist sicher sehr streng! Nun, das schien nur so. Denn bald stellte sich heraus, daß er ein durchaus freundlicher, jovialer Herr war. Und nur allzubald wußten wir, daß er viel zu gut war. Kleine Albernheiten übersah der gute Hergt. Höchstens machte er eine abwehrende und vielleicht unwillige Geste und sagte mit strenger Falte über der Nase hoheitsvoll von der Höhe seines Podestes herab: „Unterlaß das!“ Nahm sich der Gerügte zusammen, fing ein anderer an, irgendwelchen Unsinn zu treiben. Wenn dann die Störungen nicht nachließen und er sich nicht weiter zu helfen wußte, wurde er böse und fauchte in seiner sächsisch-thüringischen Mundart: „Ich schreib’ d’ch ein!“

Seit Untertertia und zwar wirklich nur in den Hergtschen Unterrichtsstunden, mauserten wir uns, soweit wir zu Allotria veranlagt waren, und entwickelten uns zu teilweise rechten Schlingeln. Ich war bei meinem Eintritt in die Untertertia gerade zwölf Jahre alt geworden. Gleichzeitig kamen aber eine Anzahl Remanenten in unsere Klasse, die 14, 15 Jahre alt waren, also erfahrene Leute, die einen Ton mitbrachten, den wir von uns aus kaum angeschlagen hätten. Denn wir waren bis dato recht brav gewesen. Die Dummheitenmacher kamen erst durch ihr Sitzenbleiben zu uns.

Und so fanden sich denn allmählich gelehrige Knaben unter uns, die es ihnen gleichtaten und sie womöglich mit der Zeit noch übertrumpften.

Nun will ich jedoch keineswegs die bösen Buben, deren einer auch ich war, der mit der Zeit sogar am meisten auffiel, hier verherrlichen und die braven Schüler lächerlich machen, will auch nicht die immer artigen und von ihrer eigenen Sittsamkeit restlos überzeugten Knaben, die sich nie muckten und niemals unangenehm auffielen, in den Himmel heben und dafür die „lümmelhaften Menschen“ in Grund und Boden verdammen. Es hat sich ja schließlich immer wieder gezeigt, daß gerade die Tugendbolde und Musterschüler später im Leben leicht zu glänzendem Versagen neigen, weil sie gewissen Situationen und Schwierigkeiten nicht gewachsen sind. Besonders als Lehrer spielen sie oft eine gar klägliche Rolle, werden von ihren Schülern, die dafür einen besonderen Riecher haben, sehr bald erkannt und dann nach Strich und Faden veräppelt und stehen ihnen in ihrer Schüchternheit hilflos gegenüber.

Wir haben auch Lehrer gehabt, die keinerlei Spaß verstanden, trockene Pauker ohne jeglichen Humor, strenge Herren, die man niemals lachen sah, in deren Unterricht niemals ein freundliches Wort fiel oder gar ein Witz gerissen wurde, und in deren Mienen weder Güte noch Verzeihen geschrieben stand. Bitte, nicht meinen, daß es solche Typen von Lehrern zu unserer Zeit nicht gab. Sie hatten ein paar Lieblinge, denen das betreffende Fach besonders lag, die alles sofort kapierten und so bei ihnen gut angeschrieben waren. Mit diesen wenigen Schülern schritten sie im Unterricht weiter ohne Rücksicht auf die, die den letzbehandelten Stoff noch nicht ganz verdaut hatten. Über die gingen sie glatt hinweg und konnten sie partout nicht leiden. Das beruhte aber dann auf Gegenseitigkeit. (Doch de mortuis nil nisi bene!)

Dann gab es Lehrer, die waren mit allen Hunden gehetzt. Man konnte ihnen nie ein X für ein U machen. Sie waren als Schüler einst ganz bestimmt selbst keine Musterknaben gewesen, standen also mehr als diese im Leben und wußten restlos Bescheid, was einem Schüler an Verlockungen und Anfechtungen drohte, und wie und wo man ihn fassen konnte... Ich denke da an den Ulrichsbummel, ans Café Schmidt mit dem guten Apfelkuchen und Schlagsahne (all das ab Obersekunda), an den alten Wirt Berger in der „Franziskanerhalle“ (Märkerstraße) und das „Goldene Herz“ oder die „Börse“ usw. Und zugleich — diesmal nenne ich einen Namen — an unsern Ordinarius Prof. Dr. Richard Herold, den „Tapsch“, der „seine Pappenheimer“ kannte, sie beim Billardspielen und Soleieressen im „Franziskus“ abfaßte und am nächsten Tag in Latein reinsegeln ließ. Aber der Tapsch mangelte nicht des Humors, und so sehr er mich manchmal herunterputzte — ich denke noch heute gerne an ihn zurück. Er starb als Studiendirektor 1938.

Als Schüler der Osterklassen habe ich natürlich nur einen Teil der Lehrer unserer Schule näher kennengelernt. Als im Grunde ihrer Seele wirklich gütig, verständnisvoll, verzeihend und wahrhaft lieb habe ich aber vor allem zwei Herren als Lehrer empfunden, Professor Rieger und Professor Hergt. Gerade ich bin ihnen oft genug ein Ärgernis gewesen. Das war mir stets klar. Aber dann bei persönlichen Aussprachen unter vier Augen, die ich stets herbeiführte, wenn ich wieder mal verdonnert worden war, genügte zum Schluß immer ein Blick aus ihren Augen und ein Händedruck des einen wie des anderen Lehrers — und alles war wieder gut (bis zum nächstenmal). Aber nachgetragen hat mir keiner von ihnen etwas. Und als ich nach vielen Jahren als Familienforscher den pensionierten Professor Rieger im „Hallischen Genealogischen Abend“ traf, haben wir uns höchlichst über diese und jene Geschichten amüsiert und sehr nett unterhalten. Er kannte seinen Pappenheimer noch ganz genau. —

Ja, Professor Hergt! Was haben wir uns bei ihm im Unterricht manchmal geleistet!

Meldete sich doch eines Tages alle paar Minuten ein anderer, der mal verschwinden mußte – oder doch wenigstens wollte: „Verzeihen, Herr Professor: ich muß mal auf's Häuschen.“ Ein stummer Wink von oben herab, er konnte gehen. Als das aber kein Ende nahm, wurde der gute Hergt, der bei seinem Vortrage gar nicht so darauf geachtet hatte, stutzig und wollte sich gerade mächtig aufplustern, als sich wieder einer meldete, der schon einmal unten gewesen war, allerdings offensichtlich Bauchweh hatte: „Herr, Professor, ich habe so Durchfall...“, worauf ihm dieser mitfühlend so recht in seinem Thüringisch zurief: „Geh hinaus, das ist das beste, daß sich nicht die Luft verpestet!“ Stürmisches Gejohle und damit Schluß mit der Lauferei: der Drang nach einem Intermezzo war gestillt.

Wenn ich so zurückdenke an die Reihe meiner Mitschüler, die damals zu uns stießen und in den Hergtstunden „Leben in die Bude brachten“, stand von allen an der Spitze Holm Schubert. Der war, wie man in Halle von recht starken Kerlen zu sagen pflegte, ein „Kraftlatz“ erster Güte, ein Muskelpaket, sehr guter Turner, Ringer usw. Mit seinen damals 14 oder 15 Jahren verfügte der große, frühreife Junge, mit Pranken wie ein Gorilla, über einen schwarzen Bartwuchs, der ihn zwang, sich – als noch längst keiner an so etwas dachte – täglich zu rasieren. Er paßte in Körpergröße und Körperbau eher in die Prima als zu uns in die Tertia und war an Kraft wohl jedem Schüler der höheren Klassen überlegen: ein Trumm von Kerl. Trotz seiner Knochen und Fäuste schrieb er eine fabelhafte Schrift und war im Zeichnen der beste Schüler der Klasse und aus diesem Grunde wie als Turner und fabelhafter „Zotte“-Fahrer der ausgesprochene Liebling des Herrn Dewerzeny. Im Karikaturenzeichnen war Schubert ganz groß. So vergnügte er sich, wenn die Sonne ins Klassenzimmer schien (schon auf dem Pädgen in der O III b) mit dem Zeichnen von Köpfen (Cowboy, Prof. Hergt, Pferdekopf, Fratzen aller Art) auf seinen Taschenspiegel mit Feder und Tinte. Das Bild warf er dann mittels Sonnenstrahls stark vergrößert auf die im Rücken des Professors befindliche Wandtafel, die dort ihr dunkles, sonst gar nicht beachtetes Dasein fristete. Diese Lichtbilder Holm Schuberts fanden stets den ungeteilten Beifall der Menge, über deren Grinsen der Professor manches Mal sicher erstaunt war; denn er hatte so Spaßiges gar nicht verzapft.

Ich konnte mir bei derlei und anderen Spaßigkeiten – Kindskopf, der ich war, – oft das Lachen nicht verbeißen, pruschte laut los und flog damit rein. Sozusagen nicht der Mörder, sondern der Ermordete war schuld. Manchmal auch hatte mich der Leibhaftige beim Wickel, und ich machte Kaspereien, daß die Umgebung lachte. Der Effekt war immer der gleiche: „Spierling, ich schreib' d'ch ein!“ Und so hat denn ungezählte Male im Klassenbuch der stereotype Satz gestanden: „Spierling ist albern.“ Immer und immer wieder. Meine Mutter war eine sehr fröhliche Natur, sie lachte gern und war als junge Frau sehr vergnügt. Mein Vater war dagegen sehr streng. Ich artete meiner Mutter nach, und da ich daheim immer unter Papas Kuratel stand, tobte ich mich in der Schule aus. Was folgte, war zwar stets sehr betrübend, scherte mich aber nicht sonderlich. Ich habe beim Professor Hergt in O III b, O III a und O II b wegen Albernheit jedes Vierteljahr mindestens zweimal im Klassenbuch gestanden und bekam in Obertertia und Untersekunda auch zweimal Einschließung. Dann mußte ich nachmittags antreten mit dem Caesar oder dem Livius. Loska schloß mich zwei Stunden in irgendeine Klasse ein, und dann mußte ich irgendein Kapitel ins Deutsche übersetzen. (Hatte natürlich die nötigen Schwarten aus der „Kleinen Bibliothek“ in der Tasche.) Ja, das waren noch Zeiten!

Der brave, ehrenwerte Hergt hatte die Angewohnheit, nicht die ganze Stunde hinter seinem Pult auf dem Stuhle zu thronen wie die meisten seiner

Kollegen, sondern liebte es sehr, beim Vortrage eines neuen Stoffes in Geschichte und Geographie aufzustehen. Er stieg dann vom Podest herab, bog vorm Katheder in den Gang zwischen den Bankreihen ein und schritt langsam und gemessen, immer dozierend, durch die Klasse. Er hatte dabei die Linke spielend an der Uhrkette oder hielt ein Büchlein, den Zeigefinger zwischen die Seiten geklemmt, während die Rechte in der Hosentasche steckte, wobei aber der kleine Finger draußen blieb. Er trug fabelhaft vor, und sowohl die Klasse als auch er selbst waren tief versunken in den Behandlungsstoff, und keiner dachte an Dummheiten. Vorn auf dem Katheder befand sich auf dem Klassenbuche der aufgeschlagene Mushacke, der Lehrerkalender, mit unseren Namen und den Zensuren dahinter, die er uns beim Abfragen gab. Neben dem Klassenbuch lag der steife schwarze Hut, „Erbse“ oder „Melone“, auch „Bibi“ genannt. Eines Tages machte der Professor wieder seine Runden durch die Bankreihen, tief versunken in sein Thema zu uns sprechend. Als er so am Katheder vorbeigerauscht war und nun, Schritt für Schritt, seine Gasse entlangwandelte, huschte „leise wie auf Gummisohlen“ der kleine P.M. vor aufs Podium, stülpte sich den „Steifen“ über die Ohren und schrieb mit affenartiger Geschwindigkeit Einsen und Zweien hinter unsere Namen. Alles Momentsache! Es grenzte fast ans Unmögliche! Noch heute, wenn ich in der Erinnerung mich zurückversetze und dieses Bild vor mir sehe, vermeine ich, der gute Hergt könnte sich im Augenblick nur mal kurz umdrehen — nicht auszudenken! Es war aufregend — uns standen die Haare zu Berge. Da war keiner, der da etwa gezeigt hätte. Wir waren alle wie gebannt. Aber der Professor bewegte sich unbekümmert dahin, und ehe er oben am hinteren Ende die Linksschwenkung vornahm, war das Schauspiel schon vorüber, der steife Hut stand wieder an seinem Platz, M. aber saß brav in seiner vordersten Bank und lauschte den Ausführungen des verehrten Lehrers. Und bei der nächsten Runde wieder dasselbe, wieder diese Aufregung, wieder das gleiche Glück. Was war der kleine Piffikus doch ein gewandter Bursche! Dem hat später als Studienrat mal bestimmt kein Schüler etwas weismachen können — er war mit allen Wassern gewaschen! —

Einmal in der Untersekunda wurde einer wegen Unfugs ins Klassenbuch eingeschrieben. Die Klasse war in gewissem Druck, und es herrschte absolute Ruhe im Raume. Mich juckte mal wieder das Fell, und ich sagte halblaut: „Na endlich mal einer, der nicht Spierling heißt!“ Der Professor hörte es deutlich, und etliche feixten. Das paßte dem guten Hergt nicht in den feierlichen Ernst der Handlung. „Spierling! Ihre dummen Bemerkungen schenken Sie sich gefälligst! Ihren Willen sollen Sie haben, ich schreibe Sie ein!“ Klappte das Buch wieder auf, und drin standen wieder einmal die geflügelten Worte: „Spierling ist albern.“ Meine Beteuerung, daß es mir wohlgetan hätte, daß ich es mal nicht war, und daß mir das nur so rausgerutscht wäre und ich ihn keineswegs hätte kränken wollen, tat er ab: „Schweigen Sie! Sie sind und bleiben ein alberner Mensch. Setzen Sie sich!“ —

Das zweite Vierteljahr in der Untersekunda (Ordinarius Prof. Herold) war das unangenehmste, das ich als Schüler — durch meine Schuld — erlebt habe. Immer voller Flausen und mit meinen damals noch nicht 14½ Jahren so richtig in den Flegeljahren und total wurstig, hatte mich Prof. Hergt bereits nach den Sommerferien einmal eingeschrieben. Mein Freund Erich Heise hatte mich gewarnt: „Rolf, laß die Kindereien!“ Es half nichts.

Mitten in der Geschichtsstunde, Prof. Hergt schrieb gerade irgendetwas an die Tafel, explodierte mir im Bücherfach der Schulbank durch Unachtsamkeit beim Kokeln (es sollte ein wenig nach Schwefel riechen) anstatt eines Streichholzes die ganze Schachtel. Ach, du Schande! — Bei dem allgemeinen Radau in der Klasse hatte der Professor das Zischen der Menge Streichhölzer gar nicht gehört, und ich war schon froh, daß alles noch mal

gut abgelaufen war. Da stieg aber hinter meinem Vordermann eine dicke, stinkende Rauchwolke empor, die durch Pusten und Wedeln mit einem Hefte nicht wegzubringen war. Es war, als wenn heutzutage ein Atompilz hochgeht. Dem sich der Klasse zuwendenden Professor entging das beim besten Willen nicht. Zorn und Entrüstung im Antlitz schritt er auf mich zu. Ich war ja selber erschrocken. Aber damit war mein Schicksal besiegelt. Der Passus im Klassenbuch lautete diesmal: „Spierling verübt groben Unfug.“ Dann legte er die Aufsicht in die Hände des Primus Heise, nahm seine Bücher, ging hinaus und zum „Chef“ hinunter (Rektor Dr. Rausch) und beschwerte sich über mich. Am Nachmittag war Lehrerkonferenz, und schon am folgenden Tage bekam der Papa einen blauen Brief, in dem geschrieben stand, daß mir auf Beschluß des Kollegiums das Consilium abeundi erteilt worden sei. Es war ein schlimmer Tag zu Hause. Auf dem Herbstzeugnis (ich habe es noch hier) hat der Tapsch dann unter „Besondere Bemerkungen“ geschrieben: „Weil er groben Unfug verübte, mußte ihm das consilium abeundi durch Konferenzbeschluß am 24. 9. 08 erteilt werden. Wenn er nicht größere Teilnahme bezeigt und eindringlicher arbeitet, kommt er nicht mit.“ Hinter „Betragen“ stand: „4“ (Nicht ohne Tadel). —

Damit aber trat bei mir die „Wendung“ ein. Ich bin niemals wieder wegen albernem Benehmens eingeschrieben worden, bin auch nie sitzengeblieben. Von da ab benahm ich mich sehr ordentlich. Der Hecht aber freute sich über mich so, daß er mich Weihnachten zu sich in seine Wohnung bestellte und mir nachträglich für das damalige Tragen der Hefte und für meine Änderung im Benimm ein Buch schenkte, über das ich mich immer wieder gefreut habe, wenn es mir in die Hände fiel. Es ist 1945 leider in Verschlutt gegangen: Neubauers „Geschichtsbilderatlas“ aus dem Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses. —

In der O II a hatten wir weiter Geographie beim dicken Hergt. Sein Unterricht gerade in Erdkunde war ausgezeichnet. Das machte wohl auch, daß er aus eigener Anschauung erzählen konnte, weil er viel von der Welt gesehen hatte. Nur eins hat nicht gestimmt, die Sache mit dem Gaurisankar. Aber da war unser Lehrbuch dran schuld, der Kirchhoff, „Erdkunde für Schulen II. Teil“, wo auf Seite 150 (ich habe das alte Buch noch) steht: „Gaurisankar oder Mount Everest, 8800 m.“ Wir lernten den englischen Namen nicht, sondern immer nur „Gaurisankar“ als höchsten Berg der Erde. Und der liegt westlich vom Mount Everest (8880 m) und ist nur einer von den vielen Siebentausendern mit 7134 m Höhe. Hier irrte also der alte Kirchhoff und mit ihm Gustav Hergt.

Nett war es, als er uns in einer letzten Geographiestunde vor den Ferien von seiner Italienreise erzählte. Er bestieg da auch den Vesuv, und er war für uns herrlich, wie er die Art seines Hochkraxelns beschrieb. Es war unsinnig heiß, die Julisonne brannte auf ihn nieder, und er wollte unbedingt noch zum Krater. So spannten die Italianos einen Esel vor, der ihn hochzerrte, und es war unbeschreiblich spaßig, als er uns vormachte, wie er da wiegend und tänzelnd, gleichsam spielend hinaufkam.

Ähnlich wie zehn Jahre später Professor Crampe in Naumburg, traf ich 1931, nach 21 Jahren, zum erstenmal wieder meinen alten Lehrer Hergt. Es war in Halle, wo ich Besorgungen zu erledigen hatte, als ich auf dem hinteren Perron eines Straßenbahnwagens Richtung Cröllwitz stand und an der Hauptpost den 70jährigen Professor i. R. aufsteigen sah. Er stellte sich neben mich, und ich war von diesem unverhofften Zusammentreffen so ergriffen, daß ich mich erst einmal zurechtfinden mußte. Viel Zeit hatte ich nicht, weil ich gleich aussteigen wollte. So sprach ich ihn an und stellte mich vor. Er musterte mich erst — na ja, ein langer Bengel von sechzehn Jahren und ein Schrank von 225 Pfund, der ich inzwischen geworden war, und 21 Jahre dazwischen, so einfach war das nicht. Aber dann lachte er

über's ganze Gesicht und schmunzelte: „Ja natürlich! Jetzt weiß ich wieder Bescheid. Und Sie haben mir damals auch immer die Hefte besorgt! Das ist ja nett, daß wir uns mal wiedersehen!“ Er erzählte dann, daß er seit einer Reihe von Jahren im Ruhestand lebe, und ließ sich schnell von mir berichten, wie mir's ginge. Leider war meine Zeit schon um, und ich verabschiedete mich von ihm mit besten Wünschen. — Ich habe ihn nie wiedergesehen. —

Der Strukturwandel der Franckeschen Stiftungen von 1698 bis 1946

Ausgangspunkt der Betrachtung sei das Jahr 1914.

Jedem damaligen Latinaschüler war bewußt, daß seine seit 1808 mit 2 Gymnasien der Stadt Halle vereinigte „Lateinische Hauptschule“ nur einen Teil des sie umschließenden Gesamtkörpers der Franckeschen Stiftungen bedeutete. Zwar war die Latina mit ihren 18 Klassen, 572 Schülern und 25 Lehrern die größte der 6 Schulen der Franckeschen Stiftungen. Aber die andern 5 Schulen umgaben mit zusammen 61 Klassen, 2435 Schülern und Schülerinnen und noch 58 Lehrkräften die Latina. Rund 400 dieser Schüler hatten in den 3 Alumnaten ihr Heim: in der Waisenanstalt 139, im Pädagogium 60, in der Pensionsanstalt 200. Ein Teil der Schulbücher war im Verlag des Waisenhauses erschienen und dort gedruckt. Aus der Buchdruckerei, inmitten der Stiftungen gelegen, hörte der Schüler den Lärm der Druckmaschinen. Am Ausgang der Stfg., ging er an der stiftischen Apotheke vorbei. Auch vom Stadtsingechor, der sich nur aus Latinaschülern zusammensetzte, die dort Freischule hatten, wußte er. Seine Bibel, die er im Religionsunterricht benutzte, war in der Cansteinschen Bibelanstalt in den Stiftungen gedruckt. 670 Menschen wohnten damals innerhalb der hohen Mauern der Stfg. Ein Strom von Erwachsenen und Schülern belebte jeden Tag den „Schwarzen Weg“, die Hauptverkehrsstraße der Stfg. Diese waren eine kleine Stadt für sich in der Großstadt Halle mit dem Denkmal A. H. Franckes im Mittelpunkt. Geleitet wurde die kleine Stadt von einem Direktorium, bestehend aus 2 Männern, dem Direktor und dem Kondirektor.

Die Entwicklung begann 1698, in welchem Jahre A. H. Francke von dem damaligen Kurfürsten Friedrich III. das „Privilegium über das Waisenhaus in Halle“ erreichte, unterstützt von dessen Kanzler v. Fuchs. Den Bestimmungen des Privilegiums vom 19. 9. 1698 liegt Franckes Entwurf zugrunde, der nur in wenigen unwichtigen Punkten geändert wurde. Diese Konzeption Franckes zeugt von hervorragender Klugheit und geradezu genialer Voraussicht.

Der Kurfürst verwandelte das von Francke bisher „privatim angelegte Werk der Waisenanstalt“ (Armenschule, Bürgerschule, Pädagogium, Latina, Seminarum præceptorum, Freitische) in ein „publikum Werk unter des Kurfürsten unmittelbarem Namen, Schutz und Autorität“.

Ferner soll von nun an das Werk Franckes „Ein annexum Unserer Universität zu Halle und deren Jurisdiktion untergeben sein“.

Die Direktion soll Francke führen, solange er lebt und in Preußen bleibt. „Nach seinem Gutbefinden“ kann Francke Jemanden „substituieren“, der die Subdirektion des Werkes führt und von ihm zu seinem Nachfolger ernannt werden kann, wenn der Fürst ihn bestätigt.

Zur finanziellen Fundierung des „publiquen Werkes“ sind in den folgenden Paragraphen verschiedene Privilegien aufgeführt, unter denen die drei wichtigsten sind: der Betrieb einer Buchhandlung (Verlag), die Einrichtung einer Druckerei und der Betrieb einer Apotheke mit Medikamentenexpedition.

Unter dem 19. 9. 1702 wurde dies Privileg nochmals vom König bestätigt und für das Pädagogium ein zweites Privilegium ausgestellt mit der Hervorhebung des pädagogischen Zieles der Heranbildung guter Staatsdiener.

Friedrich Wilhelm I. bestätigte die Privilegien unter dem 10. 5. 1713 und Friedrich II. unter dem 11. 11. 1740. 1733 war noch ein Privilegium für die Errichtung einer Papierfabrik dazugekommen. Das spätere Staatsrecht hielt eine besondere Bestätigung der Privilegien nach der Thronbesteigung nicht mehr für erforderlich.

In dem „Reglement für die Verwaltung der Fr. Stfg. vom 13./29. 8. 1832“ wurden die vorgenannten Privilegien als weiter gültige Verfassung der Stfg. in der Präambel aufgeführt und in den folgenden Paragraphen den veränderten Verhältnissen durch Einzelbestimmungen angepaßt. Um die Fassung dieses Reglements hat Agathon Niemeyer, der damalige Direktor, lange gerungen, weil er die Unterstellung in erster Instanz unter das Provinzialschulkollegium nicht zugestehen und als Aufsichtsinstanz nur das Ministerium gelten lassen wollte. Der wichtige § 2 des Reglements bestätigte das außerordentliche Recht des Direktors, seinen Nachfolger zu ernennen und als solchen auch den von ihm vorher bestellten Kondirektor als Nachfolger zu designieren. Dieser Kondirektor bleibt während seiner Amtszeit dem Direktor „subordiniert, handelt nur als dessen Beauftragter und ist dem Direktor in allen Fällen verantwortlich“. Die Ernennungen des Kondirektors und des Direktors werden der Aufsichtsbehörde angezeigt und von ihr bestätigt, falls „gegen Person und Qualifikation nichts zu erinnern ist“.

Die geniale Vorsorge Franckes nicht nur für die finanzielle Zukunft der Stfg., sondern auch für die ihm notwendig erscheinende Kontinuität der Leitung hatte sich im Laufe der Jahrzehnte bewährt. Die Grundlage des Privilegs: Selbstverwaltung des „publiken Werkes“ (später als öffentlich-rechtliche Stiftung juristisch bezeichnet) in der Hand eines Mannes, der selbst seinen Nachfolger auswählt und heranbildet, ist weiterhin in Kraft geblieben. Erst die Inflationskrise von 1921/23 brachte Änderung des § 2.

Seit 1716, als Francke Herrnschmidt zu dem ersten Kondirektor bestimmte, hat das Direktorium immer aus 2 Personen bestanden, von denen der Direktor der Entscheidende war. Diese Praxis ist nur einmal durchbrochen worden, als das Ministerium unter dem Direktorat Schulze neben dem Kondirektor Georg Knapp August Hermann Niemeyer wegen seiner besonderen Befähigungen als zweiten Kondirektor wünschte. Beide Männer teilten sich von 1799 bis 1825 in das Direktorat ohne Kondirektor. Erst nach Knapps Tode 1825 ernannte A. H. Niemeyer einen Kondirektor (Jacobs).

In der langen Zeit von 240 Jahren sind fast immer die vom Direktor ernannten Kondirektoren ihm im Direktorat gefolgt. Bis auf eine Ausnahme ist das Ministerium stets mit der Wahl des Direktors einverstanden gewesen. Diese ereignete sich 1851 nach dem Tode des Direktors Agathon Niemeyer. Damals war seit 1849 Eckstein Kondirektor. Dieser war liberal gesinnt wie Agathon Niemeyer und von letzterem als sein Nachfolger bestimmt. Das Ministerium wünschte aber einen Kurswechsel nach rechts und bestätigte den gewählten Eckstein als Direktor nicht. Es ernannte gemäß § 2 des Reglements 1853 Gustav Kramer zum Direktor. Eckstein blieb aber Konrektor bis 1863, arbeitete also mit Kramer noch 10 Jahre zusammen.

Die fast erstaunliche Bewährung der von Francke konzipierten Organisation der Stiftsleitung wird belegt durch die stattliche Reihe hervorragender Köpfe, die Kondirektoren und dann Direktoren geworden sind. Je nach ihrer Begabung haben diese als Pädagogen oder Organisatoren die Stiftungen geistig und wirtschaftlich bereichert und deren Wirkungsradius erweitert. Die beiden leuchtendsten Sterne bleiben aber der Gründer A. H. Francke und der zweite Gründer und Retter A. H. Niemeyer.

In der schwersten Krise der Stfg., nach der Inflation 1921/23, wurde diese Verfassung des Direktoriums, in der der Direktor der Stfg. souverän Gegenwart und nächste Zukunft bestimmte, abgelöst durch ein kollegiales Direktorium von 5 Männern. Das Reglement von 1832 wurde unter dem 29.2.1924 in seinem § 2 dahin abgeändert, daß neben dem Direktor der Prokurator, ferner der Kondirektor als nunmehr Gleichgestellter und ferner je ein Vertreter des Finanzministeriums und des Ministeriums für W.K.V. das Direktorium bildete. Diese 5 hatten gemeinsam zu beschließen, waren einander gleichgestellt und trugen die gleiche Verantwortung.

Die zweite finanzielle Krise der Stiftungen 1929/31 führte zum Ausscheiden der beiden Ministerialvertreter, weil sie zu oft behindert waren. Ferner wurde bestimmt, daß der jeweilige Kurator der Universität Kondirektor sein soll. Letzterer blieb wie der Prokurator dem Direktor im allgemeinen gleichgestellt. Ferner wurde bestimmt, daß der Rektor der lateinischen Hauptschule Direktor der Stiftungen im Nebenamt wird. Ab 1931 war aus Ersparnisgründen das Hauptamt des Direktors und des Prokurators in ein Nebenamt verwandelt worden. Der Direktor behält aber das Recht, den Rektor der Latina und damit seinen Nachfolger in der Stiftsleitung zu ernennen, natürlich vorbehaltlich der Bestätigung durch die Aufsichtsbehörde. Macht er von seinem Recht keinen Gebrauch, wählt das Direktorium den Nachfolger. Der Prokurator, nun ebenfalls im Nebenamt, wird vom Ministerium für W.K.V. ernannt aus dem Kreise der Berufsbeamten.

Das Jahr 1934 brachte eine nochmalige Änderung des § 2. Der Kurator der Universität als Kondirektor schied aus. Das Direktorium bestand von da ab nur aus 2 Personen, dem Direktor, zugleich Leiter der Latina, und dem Prokurator, beide für ihr Nebenamt mit einer Dienstaufwandsentschädigung bedacht, die für den Direktor pensionsberechtigt war. Der Direktor behielt das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen. Diese Regelung wurde 1939 mit redaktionellen Änderungen erneut vom Minister bestätigt.

Der letzte Direktor der Stiftungen im Hauptamt war Geheimrat D. Dr. Nebe von 1921 bis 1931. Professor Dr. Michaelis war Leiter der Latina und wurde demnach Direktor der Stiftungen im Nebenamt. Als Latinalleiter erreichte er 1935 die Altersgrenze und mußte nach dem neuen Wortlaut des § 2 des Reglements auch als Direktor der Stiftungen ausscheiden. Sein Nachfolger als Latinalleiter und Direktor wurde Oberstudiendirektor Dr. Dorn. Der Prokurator wechselte seit 1924 viermal. Der letzte Prokurator im Nebenamt war von 1936 bis 1946 der unterzeichnete Verfasser dieses Aufsatzes.

Als Professor Dr. Petersen aus Jena von der Provinzialregierung Ende 1945 zum Direktor der Stiftungen ernannt worden war und bis 31.3.1946 diese leitete, wurde der § 2 des Reglements durch die Provinzialregierung dahin geändert, daß das Direktorium wieder aus 3 Männern bestand, dem Direktor, dem Kurator der Universität und dem Prokurator, letzterer aber dem Direktor nachgeordnet außer in Vermögenssachen. Diese letzte Neufassung des § 2 galt bis zum 30.9.1946. Da Prof. Dr. Petersen mit dem 1.4.1946 ausgeschieden war, wurde unter dem 14.5.1946 Prof. Dr. Ahrbeck sein Nachfolger. Aber auch dieser Auftrag endete sehr bald. Schon am 30.9.1946. Denn durch Verordnung der Provinzialregierung von Sachsen-Anhalt vom 12.10.1946 wurde die Rechtspersönlichkeit der Franckeschen Stiftungen aufgehoben und ihr gesamtes Vermögen nebst allen Einrichtungen der Luther-Universität Halle-Wittenberg übertragen. Die Stfg. wurden zugleich als „Franckesche Stiftung, pädagogisches Institut der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg“ in die Universität eingegliedert. Der Kurator der Universität tritt in die Rechtsstellung des

Direktoriums der Franckeschen Stiftungen ein. Rechtskraft der Verordnung ab 1. 10. 1946.

Damit waren die Privilegien und das Reglement von 1832 kraft Gesetzes aufgehoben.

Die Geschichte der selbständigen Franckeschen Stiftungen war zu Ende.

Die wiederholten Änderungen des § 2 des Reglements 1924 und 1932 sind, wie bereits kurz erwähnt, verursacht durch zwei finanzielle Krisen, die die Stfg. 1921/24 und 1929/31 überstehen mußten.

A. H. Francke begann sein weitschauendes Werk 1698 mit der Erbauung des Hauptgebäudes ohne Kapitalien, nur mit dem Vertrauen auf die Kraft seines zündenden Wortes in Predigt und Schrift. Sein Erfolg war durchschlagend. Gelder, Wertgegenstände strömten ihm in einem ununterbrochenen Fluß aus allen Schichten, besonders auch aus denen der Wohlhabenden zu, so daß er den für damalige Verhältnisse gewaltig großen Bau durchführen und in den folgenden Jahren ständig großzügig erweitern konnte. Jeden Bau erfüllte er mit Leben und neuen Aufgaben. Bis in die dreißiger Jahre hielt dieser Gabenstrom an. Dann traten an seine Stelle Einnahmen aus den inzwischen in Gang gesetzten Betrieben, dem Verlag, der Druckerei, der Apotheke und der Medikamentenexpedition. Ohne finanzielle Hilfe des ihm sehr wohlgesinnten Königs Friedrich Wilhelm I. und des weniger geneigten Königs Friedrich II. wurde das immer wachsende Werk der Stiftungen aus eigener Kraft bis in die achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts erhalten, trotzdem auch sehr schwere Kriegsjahre zu überwinden waren. Erst mit dem Nachlassen der Einnahmen aus den Betrieben, besonders denen der Medikamentenexpedition, die sehr große Überschüsse abgeworfen hatte, wurde die finanzielle Lage so bedenklich, daß A. H. Niemeyer als Direktor den König Friedrich Wilhelm II. und dann Friedrich Wilhelm III. um eine Staatshilfe bitten mußte. Voller Anerkennung der dem Staate durch das Stiftungswerk bisher geleisteten Dienste wurde die erbetene Hilfe nicht versagt. Friedrich Wilhelm III. gewährte seit 1800 jährlich 4000 Taler und seit 1802 16 000 Taler Beihilfe. Kurz vor der Schlacht bei Jena 1806 wurde durch Kabinettsordre vom 26. 4. 1806 den Stiftungen nicht nur ihre Unterstützung, sondern ihre „sichere Fundierung für die Zukunft“ zugesagt. König Jérôme achtete diese Zusage. Nach Preußens Sieg wurden ab 1814 vom König aus seiner Schatulle jährlich 12 000 Taler gegeben, durch Kabinettsordre vom 31. 3. 1817 wurde dieser königliche Zuschuß auf 18 000 Taler festgesetzt und 1819 auf 19 000 Taler erhöht. Dieser königliche, nicht ministerielle Zuschuß wurde bis zum Ende des ersten Weltkrieges gezahlt, ohne einen jährlich zu wiederholenden Nachweis des Bedürfnisses. Als 1880 der Finanzminister versuchte, für die Weiterzahlung dieses königlichen Zuschusses den Nachweis des Bedürfnisses zu verlangen, entschied König Wilhelm auf Grund einer dem Direktor Frick gewährten Privataudienz gegen den Finanzminister, weil er den Willen seiner Vorfahren nicht abändern wolle.

Außen diesen 19 000 Talern erhielten seit 1875 die Latina und die Oberrealschule Zuschüsse des Ministeriums gegen die Verpflichtung, den staatlichen Lehrplan und die staatliche Besoldung für die Lehrpersonen der beiden Schulen durchzuführen, soweit die Stiftungszuschüsse zum Betrieb beider Schulen nicht ausreichten. 1875 waren es 15 000 Mk. für die Latina und 22 000 Mk. für die Oberrealschule. 1913 betrugen diese Staatszuschüsse 43 700 und 25 900 Mk.

Im Lauf der Jahre wuchs ein erhebliches Kapitalvermögen für die Stfg. an. 1913 betrug es fast 6 Millionen. Rechnet man dazu den Wert der Grundstücke, der Gebäude und des Inventars mit rund 5 Mill. + 2 Mill. + 1 Mill., dann ergibt sich für unser Ausgangsjahr 1914, nicht hoch geschätzt, ein Vermögen von rund 14 Millionen Goldmark.

Das Kapitalvermögen erbrachte rd. 145 000 Mk. Zinsen, das Grundvermögen rd. 55 000 Mk. Ertrag, Buchdruckerei und Verlag rd. 140 000 Mk., Apotheke rd. 17 000 Mk. Überschüsse. So hatte die Hauptverwaltung eigene Einnahmen von rd. 360 000 Mk., zu denen der königliche Zuschuß von 57 000 Mk. und bei den vorgenannten Schulen die Zuschüsse vom Ministerium hinzutraten. Die Hauptverwaltung der Stiftungen konnte nach Bestreitung ihrer andern Ausgaben (Gehälter, Bauten usw.) rd. 234 000 Mk. Zuschüsse zu den Anstalten der Stiftungen gewähren.

Die Inflation beseitigte durch den zunächst vollständigen Verlust des Kapitalvermögens und die schwindenden Überschüsse der Betriebe die frühere so gute finanzielle Lage so vollständig, daß nur der Staat den Konkurs der Stfg. verhindern konnte. Er hat ihn verhindert, allerdings auch sehr schwere Opfer von den Stfg. dabei verlangt, auf die später im einzelnen eingegangen wird.

Die zweite Krise erschütterte die stiftischen Finanzen ab 1929. In den vorhergehenden Jahren 1925–28 hatten Druckerei und Verlag zusammen wieder pro Jahr 70 000–100 000 Mk. Überschüsse an die Hauptverwaltung abliefern können, aber ab 1929 nichts mehr. Die Hauptverwaltung mußte sogar den beiden Betrieben ab 1928 mit erheblichen Krediten beispringen, die Ende 1930 mit Zinsen auf fast 400 000 Mk. angelaufen waren. Direktorium und Ministerium sahen die Stiftungszwecke durch die beiden Wirtschaftsbetriebe aufs ernsteste gefährdet. Es wurde deshalb der Plan gefaßt, beide Unternehmen aus dem Stiftungsvermögen herauszunehmen und in zwei G.m.b.H.s umzuwandeln, die künftig für sich selbst einzustehen hatten, natürlich mit Ablieferung etwaiger Überschüsse an die Hauptverwaltung. Unter dem 21. 2. 1931 wurden die beiden Gesellschaften: Buchdruckerei des Waisenhauses und Buchhandlung des Waisenhauses mit je 150 000 Mk. Geschäftskapital gegründet nach Streichung ihrer Schulden bei der Hauptverwaltung. Dieser gehörten die Anteile in Höhe von 300 000 Mk., aber 250 000 Mk. hatte sie drangeben müssen.

Beide G.m.b.H.s haben nichts eingebracht, gerieten wieder so in Schulden, daß die Seehandlung den ihnen gewährten Kredit von 200 000 Mk. 1937 kündigte. Das Direktorium lehnte nach eingehender Erwägung die Abdeckung der Seehandlungsschuld ab. Um den nun bevorstehenden Konkurs der beiden G.m.b.H.s zu vermeiden, übernahm auf Veranlassung des Finanzministeriums die preußische Staatsdruckerei die G.m.b.H.-Anteile beider Gesellschaften zusammen für 150 000 Mk. Sie gingen in der Katastrophe von 1945 zugrunde.

Der Hauptverwaltung gelang es, nach Abstoßung der beiden Betriebe, mit den übrigen Einnahmen die Stiftungszwecke zu erfüllen und mit günstigen Grundstücksverkäufen die große Schuldenlast von 350 000 Mk. zu tilgen, die ihr aus dem Versagen der beiden Betriebe entstanden war.

Nach Überwindung der beiden Krisen hat sich bis 1939 das Kapitalvermögen der Stfg. durch die Aufwertung ihrer Papiere wieder etwas ansammeln können. Der Haushalt der Hauptverwaltung wurde wieder leistungsfähig. 96 000 Mk. Einnahmen aus Grundbesitz, 45 000 Mk. Zinsen, 5000 Mk. Überschüsse der Apotheke, 33 000 Mk. sonstige Einnahmen ergaben rd. 180 000 Mk. Einnahmen, mit denen die Zuschüsse zur Waisenanstalt, zur Mittelschule, die hohen Ausgaben für notwendige Baureparaturen und die sonstigen Verwaltungsausgaben bestritten werden konnten.

Für die Latina und die Oberrealschule war der staatliche Zuschuß seit 1938 auf zusammen 270 000 Mk., für die Mittelschule auf 42 000 Mk. festgesetzt worden. Auch wurde den Heimen ein Staatszuschuß von 16 000 Mk. gewährt. Soweit diese Staatszuschüsse nicht ausreichten, mußte die Hauptverwaltung zuschießen.

Die Inflationskatastrophe 1923 und die zweite finanzielle Krise 1929 haben die Existenz der Stfg. von den Staatszuschüssen abhängig gemacht

und in den Bestand der Anstalten sehr schwer eingegriffen. Aber die Stfg. haben ihre Hauptaufgabe: Erziehung der Jugend mit besonderer Förderung der Kinder aus wirtschaftlich schwachen Kreisen bis 1946 weiter durchführen können.

Die Geschichte der einzelnen Anstalten in Umrissen soll nachstehend ihren Strukturwandel im Verlauf der 250 Jahre veranschaulichen.

Die Waisenanstalt, das Anfangs- und Kernstück der Franckeschen Stfg., wies 1727 bei Franckes Tode 134 Freistellen auf. Um 1740 stieg diese Zahl auf 200. Sie mußte 1798 auf 105 beschränkt werden. Dank großer Stiftungen waren es ab 1820 wieder 130 Stellen (114 für Knaben, 16 für Mädchen). Diese Zahl blieb konstant bis zum Jubiläumsjahr 1898, in welchem Jahr der große Sammlungsertrag die Einrichtung weiterer 8 Stellen ermöglichte. Nach der Inflation wurde die Zahl wieder auf 130 Stellen festgesetzt, die bis 1946 beibehalten worden ist. 1948 ging die Waisenanstalt ein. Von 1695 bis 1948 sind in ihr 6894 Knaben und 1869 Mädchen erzogen worden, von denen etwa 40 % die höhere Schule, 60 % die Bürger(Mittel-)schule besucht haben.

Das Pädagogium hat als besondere Schule neben der Latina bis 1869 bestanden. Auf Grund des Privilegiums vom 19.9.1702 „Pädagogium Regium“ genannt mit dem besonderen Ziel, gute Staatsdiener heranzubilden. Die Schülerzahl war nicht groß, um 100, von denen durchschnittlich die Hälfte im Alumnat wohnten gegen vollen Ersatz der Kosten. Es hatte im 18. Jahrhundert 3 hervorragende Leiter: Freyer bis 1747, I. A. Niemeyer 1750–1765, dann A. H. Niemeyer seit 1784 bis 1828. Der oberste Leiter war immer der Direktor der Stfg., weil diese Schule der pädagogische Schrittmacher für die übrigen sein sollte. Als das Pädagogium sich nicht mehr selbst erhalten konnte, mußte es 1869 eingehen. Nur das Alumnat blieb bestehen. Bis 1870 haben 4400 Schüler das Pädagogium besucht. Das Alumnat hat nach 1870 noch etwa 1780 Zöglinge gehabt. Im zweiten Weltkrieg wurde es mit der Pensionsanstalt vereinigt.

Die Latina hatte bei Franckes Tode 400 Schüler. 1743 war die Zahl auf 650 gestiegen. 1798 mußte die Klassenzahl vermindert werden, so daß 1800 nur noch 211 Schüler die Latina besuchten. Dank des königlichen Zuschusses für die Stfg. und infolge der Vereinigung mit dem lutherischen und reformierten Gymnasium zur vereinigten „Hauptschule“ 1808 stieg die Zahl wieder erheblich an. 1831 waren es 410. Hervorragende Leiter, Schmidt und Eckstein, steigerten die Zahl bis 1863 auf 620. 1906 bekam sie ihr neues Heim. 1911 hatte sie 580 Schüler, trotz der neben ihr stark emporgewachsenen Oberrealschule (578 Schüler).

Die Inflationskrise traf die Schule schwer. Die 18 Klassen mußten auf 9 reduziert werden. Die Schülerzahl sank auf 300. Die Neuordnung des höheren Schulwesens 1937/38 ließ die Latina bestehen mit 8 Klassen.

Mit der Vereinigung der 3 höheren Schulen der Stfg. Ende 1946 zur „August-Hermann-Francke-Oberschule“, die auf der 8jährigen Grundschule aufbaute, hörte die Latina auf zu bestehen. Aber ihre letzten Klassen wurden abgewickelt.

Die Realschule begann 1808 bei der Übernahme der städtischen Gymnasien mit 2 Klassen. 1810 wurde sie durch Klassen der Knabenbürgerschule erweitert. 1831 hatte sie 134 Schüler. Sie wuchs so stark weiter, daß sie 1856/57 einen besonderen Neubau erhielt und 1861 als Realschule erster Ordnung anerkannt wurde gemäß den neuen Bestimmungen für Realschulen. 1863 hatte sie 500 Schüler. 1882 wurde sie in ein Realgymnasium umgewandelt, 1891 schuf sie Frick zur Oberschule um ohne Latein. Als solche blühte sie weiter und hatte 1919 14 Klassen mit 456 Schülern. Infolge der Inflationskrise mußte sie wie die Latina auf 9 Klassen zurückgehen und hatte nach 1924 nur eine Schülerzahl von etwa 300. Einen großen Auf-

schwung nahm sie mit der nazistischen Neuordnung des höheren Schulwesens nach 1938 als 8-klassige „Oberschule für Jungen“ mit der Gabelung für die 6.–8. Klasse. Sie umfaßte nunmehr 15 Klassen mit 460 Schülern. Ab 1. 9. 1946 ging sie in die A.-H.-Francke-Oberschule auf wie die Latina.

Das Lyzeum/Oberlyzeum begann als höhere Töchterschule 1835 als Abzweigung von der Bürger-Mädchenschule mit 5 Klassen. Französisch war obligatorisch, Englisch seit 1850. 1863 wies sie in 9 Klassen 330 Schülerinnen auf. 1879 wurde ein Lehrerinnenseminar zunächst als private Anstalt hinzugefügt, das 1896 die staatliche Anerkennung erhielt. Die neuen Bezeichnungen waren: Lyzeum und Oberlyzeum. 1913 besuchten das Lyzeum 402, das Oberlyzeum 108 Schülerinnen.

Die Inflationskrise führte nach der Weigerung der Stadt Halle, Lyzeum und Oberlyzeum zu übernehmen, zum Entschluß des Staates, sie in ein staatliches Oberlyzeum, „Die staatliche A. H. Franckeschule“ umzuwandeln, die in 9 Klassen zum Abitur führte. 1923 übereigneten die Stfg. dem Staat für diese Schule das bisherige Gebäude der Oberrealschule mit dem nötigen Gelände. Das Oberlyzeum entließ 1926, das Lyzeum 1928 die letzten stiftischen Schülerinnen.

Diese staatliche A.-H.-Franckeschule wurde in der nazistischen Zeit zu einer 8-klassigen „Oberschule für Mädchen“ mit erheblich verändertem Lehrplan umgestaltet. Ab 1. 9. 1946 wurde auch diese Schule, die kurz vorher wieder stiftisch geworden war, mit der A.-H.-Francke-Oberschule vereinigt und damit für sie die Koedukation eingeführt.

Das von A. H. Francke begründete „Gynäceum“ mit Lateinunterricht hat nur von 1698 bis 1733 bestanden.

Die Deutschen Schulen. Unter diesem Namen werden zusammengefaßt die von A. H. Francke 1695 begründeten Armenschulen, später Freischulen genannt, für Knaben und Mädchen getrennt, und die ebenfalls 1695 begründeten Bürgerschulen für Knaben und Mädchen. In den letzteren wurde Schulgeld bezahlt. Bei Franckes Tode besuchten 1725 Kinder diese 4 Schulen. Die Zahl nahm in den finanziell günstigen Jahren weiter zu, sank um 1800 auf 1000, stieg bis 1831 wieder auf 1638 und 1863 auf rd. 1900.

Außer den bereits erwähnten Abzweigungen 1810 und 1835 für die Realschule und Höhere Töchterschule wurde 1845 aus der Knabenbürgerschule eine „Parallelschule“ als Vorschule für Latina und Realschule gegründet. Diese Vorschule hat mit 6 bis 7 Klassen bis 1920 mit durchschnittlich 240 Schülern bestanden.

Die stiftischen Freischulen wurden 1888 aufgehoben, da infolge des Volksschulgesetzes alle Volksschulen schuldgeldfrei geworden waren. Rund 10 000 Knaben und rund 10 000 Mädchen haben die Freischulen besucht.

1839 war aus der Knabenbürgerschule mit 14 ausgesuchten Knaben eine „Präparandenanstalt“ gegründet worden, die 14 Jahre bestanden hat. Das zur weiteren Fortbildung geplante Seminar kam aus finanziellen Gründen nicht zustande.

Die beiden Bürgerschulen, die ab 1890 von den deutschen Schulen übrigblieben, unterrichteten nach dem Lehrplan für Mittelschulen und galten daher als solche. Durch die Inflationskrise wurden sie so schwer getroffen wie die höheren Schulen. Anfangs sollten sie ganz aufgelöst und ihre Schüler von der Stadt übernommen werden. Nach sehr schwierigen Verhandlungen mit der Stadt, in denen es, wie erwähnt, auch um Lyzeum und Oberlyzeum ging, in denen die Stadt die schwersten Bedingungen stellte, ja auf die Übergabe der ganzen Stiftungen „unter Aufhebung ihrer Zwecke“ hindrängte, rettete der preußische Staat die beiden stiftischen Mittelschulen. Aber der zweite Zug mußte aufgehoben werden, so daß nur 6 Knaben- und 6 Mädchenklassen fortbestanden, die aber nunmehr das Ministerium finanzierte. Die Schülerzahl ging entsprechend von über 1000 auf die Hälfte zurück. Im Verfolg der zweiten Krise 1931 forderte der Staat

erneut die Beteiligung der Stadt an den Kosten. Diesmal fand sich die Stadt bereit, von den 12 Klassen durch Vertrag mit den Stfg. 4 Klassen zu übernehmen. Sie kündigte den Vertrag später und übernahm ab 1. 4. 1938 alle Mädchen in ihre Schulen. Von da ab bestand nur noch eine stiftische Mittelschule von 6 Knabenklassen, bei der die Schülerzahl unter 200 sank. 1942 wurden 3 dieser Klassen in Hauptschulklassen umgewandelt. Die Hauptschule sollte die Mittelschulen und die Aufbauklassen der Volksschulen ersetzen. Mit der Aufhebung der Mittelschulen überhaupt ging Ende 1946 auch dieser Plan zu Ende.

Die Bürgerschulen haben von 1698 bis 1946 30 000 Knaben und 24 000 Mädchen beschult. Mit den Kindern der Freischulen zusammen sind etwa 74 000 Kinder durch die deutschen Schulen der Stiftungen hindurchgegangen.

Von den Alumnaten ist die Geschichte der Waisenanstalt und des Alumnates des Pädagogiums im Vorangegangenen umrissen worden. Die 1697 von Francke für die Schüler der Latina gegründete Pensionsanstalt kann auf rund 10 000 bis 12 000 Alumnatsschüler bis 1946 zurückblicken.

Zählt man zu ihnen aus dem Pädagogium bis 1870 rd. 2000 und danach bis 1944 noch rd. 2000 Zöglinge hinzu, so ergibt sich eine Gesamtzahl von 14 000 bis 16 000 Zöglingen, zu denen die 8853 der Waisenanstalt, deren Zahl allein genau feststeht, noch hinzukommen. Demnach sind rd. 23 000 bis 25 000 Schüler in einem stiftischen Alumnat erzogen worden, von denen ein Drittel der Waisenanstalt angehörten.

Lehrerbildung. A. H. Francke bildete sich seine Lehrkräfte selbst heran mit Hilfe seiner Mitarbeiter aus der Menge der Studenten, die die emporblühende Universität anbot. Er schuf deshalb schon 1697 das Seminarium Präceptorum, auf dem 1707 das Seminarium Selektum für die Heranbildung der Lehrer für Pädagogium und Latina aufgebaut wurde. Die Grundausbildung der Lehrer war demnach eine einheitliche. Im 18. Jahrhundert haben diese beiden Seminare, von besonders ausgezeichneten Fachkräften geleitet, die meisten Lehrkräfte für die stiftischen Anstalten herangebildet und weit über ihren Bereich hinaus Deutschland und dem Ausland viele Lehrkräfte meistens als Privatlehrer gestellt. Leider zwang die wirtschaftlich schwere Lage der Stiftungen das Direktorium um 1780 die Seminare aufzugeben. Das 19. Jahrhundert machte die historische Verpflichtung der Stfg. für die Lehrerbildung wieder lebendig. Wie bereits erwähnt, bestand von 1839 bis 1854 eine Präparandenanstalt, aber sehr viel länger, von 1879 bis 1926, das Lehrerinnenseminar und Oberlyzeum. Dieses hat mit vielen Schülerinnen geblüht und viele Hunderte von Lehrerinnen für Volks- und Mittelschulen herangebildet.

1880 unternahm es Frick mit kühnem Vorstoß, den Gedanken A. H. Franckes für die Lehrerbildung neue Kraft zu verleihen. Er war ein Schulreformer, der Einheitsschule und einheitliche Lehrerbildung ins Auge faßte. Er gründete 1881 das Seminarium Präceptorum neu, für höhere und Volksschullehrer gedacht. Seine Ideen und seine Ausbildungspraxis wurden das Vorbild für die Heranbildung der Lehrer der höheren Schulen in ganz Preußen. 1891 erschien eine entsprechende preußische Ausbildungsvorschrift für die Kandidaten des höheren Lehramtes. Frick war selbst Leiter des vom Ministerium besonders bestätigten stiftischen Seminars. Seine „Lehrproben und Lehrgänge“, viele Jahre erschienen, genossen besonderes Ansehen. Die Direktoren der Stfg. wurden auch Leiter des wissenschaftlichen Prüfungsamtes der Universität.

Von den mit den Namen der Stfg. verbundenen Unternehmungen in den 250 Jahren seien noch zwei hervorgehoben: Die Cansteinsche Bibelanstalt und die Missionsanstalt. Besonders im 18. Jahrhundert haben beide weithin in Europa bis nach Indien und Nordamerika eine tiefgehende Wirksamkeit entfaltet. Beide Veranstaltungen gehörten nicht zum Vermögen der Stfg. Sie waren vielmehr „Sondervermögen“ mit eigenem Haushalt ohne

Beziehung zu dem der Stfg. Aber beide Anstalten waren durch Personalunion mit dem Direktorium der Stfg. verbunden und sind von diesem mit besonderer Liebe und Hingabe verwaltet worden.

Die Cansteinsche Bibelanstalt wurde 1710 von Francke in Gemeinschaft mit Freiherrn v. Canstein begründet und im räumlichen Bereich der Stfg. etabliert. Sie war die erste Bibelgesellschaft Europas und hat bis zu ihrem Ende weit über 10 Millionen Bibeln und neue Testamente zu einem außerordentlich billigen Preis gedruckt und verbreitet. Ihre Einnahmen kamen nach der Vereinbarung von 1710 nur der Verbilligung des Bibel-druckes zugute. Niemals sind diese für die Unterhaltung der Stfg. verwandt worden. Ihr Vermögen bestand im Laufe der Jahrzehnte aus einer Druckerei, verschiedenen von ihr erbauten Häusern und einem Kapitalbestand. Die Verwaltung wurde teilweise mit der der Stfg. verbunden. Im 19. Jahrhundert hat sie die Konkurrenz der großen englischen und der andern neu entstandenen Bibelgesellschaften mit Erfolg bestanden. Aber im 20. Jahrhundert hat sie aus verschiedenen Gründen so schwer gelitten, daß 1938 das Direktorium durch einen Vertrag der Preußischen Hauptbibelgesellschaft den weiteren Verlag übertrug. Das Direktorium trat in den Vorstand der Berliner Bibelgesellschaft ein. 1947 wurde dieser Vertrag durch ein Abkommen mit der Universität ersetzt, laut dessen die Häuser der Cansteinschen Bibelgesellschaft Eigentum der Stfg. verblieben, jegliche Verbindung mit dem Vorstand der Berliner Gesellschaft aber aufgehoben wurde.

Die Ostindische Missionsanstalt ist noch von A. H. Francke ins Leben gerufen worden durch die Entsendung von Missionaren nach Tranquebar im Einvernehmen mit dem königl. dänischen Missionskollegium. Im weiteren 18. Jahrhundert hat Halle eine ganze Reihe von Missionaren dorthin entsandt und für die indische Mission mit besonderem Erfolg geworben durch die Herausgabe der „Berichte aus Ostindien“, die seit 1710 in Halle im Waisenhaus gedruckt wurden. So wurde Halle der geistige und auch der wirtschaftliche Mittelpunkt für diese Indienmission bis Ende des 18. Jahrhunderts. Anfang des 19. Jahrhunderts ging sie in die Hände neuerer Missionsgesellschaften über. In den Händen des Direktoriums blieb ein Fond, der 1913 rd. 330 000 Mk. betrug. Mit seinen Zinsen wurden die Missionsbibliothek weiter ausgebaut und verschiedene Missionsgesellschaften unterstützt. Der kleine, aus der Inflation gerettete Fond wurde 1947 der Universität übereignet.

Zu dem Fond hat auch die „Streitstiftung“ gehört, die im 18. Jahrhundert für die lutherischen Gemeinden in Pennsylvanien gestiftet war. Um die dortigen Gemeinden hatten sich die Stfg. im 18. Jahrhundert auf's nachhaltigste gekümmert.

Bei dem Rückblick auf den Strukturwandel der Stfg. in 250 Jahren fällt in die Augen, daß über 200 Jahre bis 1914 eine ständige Aufwärtsentwicklung der Anstalten festzustellen ist, während von da ab in den schweren Jahren bis 1946 sich diese Anstalten nur zum Teil behaupten konnten. Aber es kann auch festgestellt werden, daß die in dem einzigartigen Privileg von 1698 gesteckten Ziele bis zuletzt festgehalten sind, sowohl die sozialen wie die pädagogischen. Soweit noch Unterlagen vorliegen, sind rd. 167 000 Schüler in den 250 Jahren für die stiftischen Schulen angemeldet worden. Von diesen sind 63 000 in den 4 höheren Schulen (Latina, Pädagogium, Oberlyzeum, Oberrealschule) und 74 000 in den Deutschen Schulen (Freischulen, Bürger-Mittelschulen) und rd. 25 000 in den Alumnaten erzogen worden. Alle die Jahrzehnte haben durchschnittlich jährlich 2000–3000 Schüler und mehr die stiftischen Schulen besucht. In dem Pädagogium, das sich selbst erhalten mußte, also nur für die Wohlhabenden in Betracht kam, ist nur eine kleine Minderzahl von 4000–5000 ausgebildet worden. Alle andern Kinder gehörten in der Mehrzahl dem Mittelstand und den ganz Bedürftigen an. Ein reichliches Viertel von den

167 000 hat die Schulbildung, sei es in der Freischule, Bürgerschule oder höheren Schule, umsonst genossen. Die für Bürgerschulen und sonstigen Schulen fälligen Schulgelder sind niedrig gewesen, desgleichen die Kosten des Alumnatsaufenthaltes. Francke hat dem Adel als dem damals führenden Stand mit dem Pädagogium geistig helfen wollen, damit er seine damals noch sehr großen öffentlichen Pflichten besser erfüllen könnte. Im übrigen hat er gegen Standesvorurteile und Unsitten mit sehr scharfen Worten angekämpft und die große Wirkung erzielt, daß soziale Gesinnung sich weit in Kreisen ausbreitete, die diese bis dahin nicht gekannt hatten, im Fürstenstand, im Adel, im Bürgertum.

Pädagogisch wurde im 18. Jahrhundert im Pädagogium und in der Latina ein ganz neuer Unterricht stofflich und methodisch geformt. Der Unterricht in den Realien wurde dort vorbildlich bis hinauf zur Astronomie und Anatomie gefördert. Der im Anfang des 19. Jahrhunderts vordringenden Realschulentwicklung wurde in den Stfg. besondere Sorgfalt gewidmet. Infolge der räumlichen Vereinigung der Schulen und ihrer einheitlichen Leitung im Direktorium war der Austausch zwischen Volks-/Freischule und Bürger-/Mittelschule und Höherer Schule vorbildlich, so daß man im Bereich der Stfg. schon im 18. und 19. Jahrhundert von einer Einheitsschule sprechen kann. Die Lehrerbildung hat in den Stfg. im 18. Jahrhundert entscheidende Fortschritte und im 19. Jahrhundert weitere Verbesserung erfahren.

Das Hauptziel Franckes: die Erziehung des Menschen zum praktischen Christentum durch verinnerlichte Frömmigkeit ist in der Zeit der Aufklärung durch A. H. Niemeyer ganz festgehalten und nach 1850 mit Kramers Berufung erneut betont worden.

Die Verbindung mit der Universität Halle ist stets sehr eng geblieben. Die meisten Direktoren haben an der Universität als Professoren gelehrt, im 18. Jahrhundert vorwiegend in der theologischen Fakultät, im 19. Jahrhundert vielfach in der philosophischen.

Das große Vertrauen, das 1698 der Landesfürst Francke entgegenbrachte, hat reiche Früchte getragen. Die Stfg. sind mit diesem Privileg als ein Landesinstitut für ganz Preußen gegründet worden. Ein Landesinstitut sind sie bis zuletzt geblieben. Alle Versuche der Stadt Halle, die stiftischen Schulen zu Ortsschulen zu machen, sind in den schweren Krisen Jahren 1921/23 an dem Willen des Ministeriums gescheitert. Der preußische Staat hat bis zu seinem Untergang den Stfg. in Anbetracht ihrer großen Verdienste mit großen Mitteln in den Zeiten der Not geholfen, ohne ihre Selbständigkeit aufzuheben.

Die Stfg. sind ein Wegweiser für die Entwicklung der Pädagogik gewesen und werden, so hoffen wir, es auch in Zukunft sein.

Dr. A. Delhaes, Regierungsdirektor i. R.,
Prokurator der Franckeschen Stiftungen 1935-46, Leiter des Archivs 1946-55,
Haiterbach Kr. Calw (Württbg.), Alte Nagolder Straße 23.

Eine Wiedersehensfeier am Rhein

für alle ehem. Schüler der Latina wird an einem Sonntagnachmittag im Mai 1960 in
Köln

geplant. Teilen Sie mir bitte möglichst bald mit, ob Sie grundsätzlich bereit sind, an einem Treffen teilzunehmen und welche Wünsche Sie haben.

Hans Knoblauch, Rechtsanwalt, Köln-Stammheim, Mergengraben 16.

Halle um die Jahrhundertwende Wie ich es als Schüler erlebte (1895 — 1898)

Von Professor D. Renatus Hupfeld, Heidelberg

Im April 1895, am Tage vor Beginn des neuen Schuljahres, stand ich, schon mittags angelangt, einsam in einem mir zugewiesenen Zimmer des Pädagogiums der Franckeschen Stiftungen am Fenster und sah von dort aus auf die alte Promenade mit ihren hohen Bäumen und darüber auf die Häuser der Altstadt Halles — kaum fähig, Tränen des Heimwehs nach meiner bisherigen Heimat Eisleben, nach meinen Eltern, die erst im Juli nach Halle übersiedelten und mich für dies Vierteljahr in diesem Internat untergebracht hatten, nach meinen bisherigen Freunden, die ich in Eisleben zurückgelassen hatte, zu unterdrücken, unendlich unglücklich in dieser fremden Stadt mich fühlend. Die anderen Stubengenossen waren noch nicht eingetroffen; ich war ganz allein in dieser mir völlig ungewohnten, mir kalt vorkommenden Umgebung. Ganz fremd war Halle mir nicht; ich wußte, daß ich in dem Hause meines Paten, des meinen Eltern eng verbundenen Professors Martin Kähler, eine jederzeit mir offenstehende Zuflucht finden würde. Ich empfand auch die eigentümliche Schönheit der Aussicht aus meinem Zimmer. Das langgestreckte Dach der Ulrichskirche, der mächtige Leipziger Turm, gegen Abend in der Abendsonne außerdem noch durch rötliches Licht bestrahlt, übte auf mich unzweifelhaft einen ästhetischen Reiz aus. Aber das Gefühl der Einsamkeit, des Abgeschnittenseins von allen mir vertrauten Lebensquellen legte mir einen so schweren Druck auf, daß ich nicht zu einem inneren Ausgleich kam. Als am späteren Abend die Stubengenossen, von denen Eberhard Kröter, mein Stubenseniör und gleichzeitig Klassenkamerad in der Obersekunda der Latina, mir ein lieber Freund wurde, eintrafen, lockerte sich wohl dieser Druck etwas. Nie aber hätte ich damals gedacht, daß mir Halle eine wirkliche Heimat werden würde! So sehr ich mich über das, was mir die Schule gab, freute — so fühlte ich mich im „Pädgen“ wie in einem Gefängnis eingeschlossen; und ich habe das Vierteljahr meines Aufenthalts dort dies Gefühl eigentlich nie ganz verloren.

Immerhin ist mir doch schon während dieser kurzen Internatszeit Halle selbst allmählich vertrauter geworden. Mein erster Gang an einem freien Nachmittag führte mich auf den Marktplatz. Ich wußte, daß ich hier einem köstlichen Stadtbild begegnen würde. Mein Vater besaß ein mehrbändiges illustriertes Werk, den sog. „Puttrich“, ein in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erschienenenes Buch über die „Baudenkmäler der Sächsischen und Thüringer Lande“, das mir während meiner ganzen Kinderzeit mein liebstes Bilderbuch gewesen ist und dem ich meine Liebe zur Architektur zu verdanken habe. Und dort war auch der Hallesche Marktplatz abgebildet. Einige Mitschüler haben damals, ohne daß ich es merkte, beobachtet, mit welcher Andacht ich mich in dies Bild vertiefte, und haben mich wegen meiner Versunkenheit in diese Schönheit weidlich geneckt. Offenbar war ich nun doch von der Wirklichkeit dieses ja tatsächlich großartigen Platzes ganz überwältigt. Der gewaltige „Rote Turm“, die viertürmige Marienkirche mit den durch eine Brücke hoch oben verbundenen Hausmannstürmen, das durch seinen reizenden Erkerturm fein gegliederte Rathaus, gegenüber dem Roten Turm klein wirkend, dazwischen das Händeldenkmal, das ich offenbar immer wieder umwandelte: das war schon ein einzigartiges Stadtbild!

Ganz zu eigen aber wurde mir Halle erst, als meine Eltern in eine reizende kleine Villa in der Giebichensteiner Burgstraße (G. war damals noch nicht in Halle eingemeindet) einzogen und ich nun von dort aus auf meinem immerhin etwa halbstündigen Schulweg mir die Stadt eroberte.

Halle war damals erst eine werdende Großstadt; die Grenze der hunderttausend Einwohner erreichte sie erst in diesen Jahren. Aber wie hatte sich seit der Jugend meiner Eltern, seit 1840-1865, der Charakter der Stadt gewandelt! Damals war sie wesentlich Universitätsstadt gewesen, der unumstrittene geistige Mittelpunkt der Provinz Sachsen. Inzwischen war sie Industriestadt geworden: Fabriken aller Art hatten sich vor allem im Süden, jenseits des Geländes der Franckeschen Stiftungen, angesiedelt, und damit hatte sich auch die Struktur der Bevölkerung merklich verändert. Von dieser Wandlung freilich konnte ich auf meinem Schulweg nicht viel sehen; er führte mich im wesentlichen durch die sog. „besseren“ Viertel. Ich gehörte dem Ostercoetus der Latina an, dessen Klassenräume über den Zimmern des „Pädgen“ im 5. oder 6. Stock dieses sehr nüchternen Baues, also im Ostteil der Stiftungen, lagen. So war das Ziel meines Schulwegs das kleine Pfortchen neben der Apotheke, das ich oft erst, wenn die Schulglocke ertönte, gerade noch mit Not und Mühe erreichte. Mein Schulweg führte also, den Mühlweg kreuzend, zuerst die Straße „Am Kirchtor“ mit ihren grün-umwachsenen Villen empor und an der ehrwürdigen Neumarktskirche, die ganz in das Grün eines alten Friedhofs eingebettet war, vorbei durch ein an Studentenbuden reiches Gassengewirr zur „Neuen Promenade“. Ihr folgend mußte man wieder ganz ordentlich steigen, die Universität, im Volksmund „Kaffeemühle“ genannt (damit war ihre äußere Gestalt gut charakterisiert!), zur Rechten, das hübsche Stadttheater oben auf der Höhe zur Linken lassend. In scharfer Rechtsbiegung ging es dann hinunter direkt auf das damals gerade im Bau begriffene, merkwürdigerweise in einem recht verfälschten romanischen Stil entworfene Hauptpostgebäude zu. In einer letzten Steigung mußte dann noch der Martinsberg überwunden werden. Dann endlich erreichte man, unmittelbar am Leipziger Turm die Leipziger Straße überquerend, oft von dem steten Auf und Ab recht erschöpft, jenes Törchen. Dieser Schulweg konnte einem aufmerksamen Beobachter sehr fein die Grundstruktur der Stadt eindrucklich machen. Was rechts von der Promenade lag, war der ursprüngliche Stadtkern, der all die schönen Bauwerke, die alten Kirchen, auch noch einzelne stattliche alte Bürgerhäuser barg, übrigens auch die ziemlich ruinenhafte Moritzburg mit dem Dom, und der durchzogen war von den engen eigentlichen Geschäftsstraßen Halles, der Großen Ulrichstraße, der Steinstraße und der Leipziger Straße, die ihrerseits ein Gewimmel von kleinen Gäßchen umschlossen. Den Reiz dieser Altstadt konnte ich im gewöhnlichen Alltag nur am Sonnabend bei meinem Schulheimweg auf mich wirken lassen, an dem wir als letzte Stunde eine Physikstunde in dem im Hauptgebäude der Stiftungen liegenden Pkysiksaal hatten. Um diese Altstadt hatte sich mit der Zeit ein zweiter umfassender Straßengürtel gelegt, etwa durch den Mühlweg im Norden, durch die Ludwig-Wucherer- und Magdeburger Straße im Osten begrenzt. In diesen Gürtel war dann auch der eigenartig gestaltete, fast an einen italienischen Campo santo erinnernde Stadtfriedhof einbezogen, auf dem meine Großeltern lagen, sowie ein durch die Friedrichstraße aufgegliederter Stadtteil, in dem auch damals noch viele Universitätsprofessoren wohnten, zu dem z.B. auch die Gütchenstraße gehörte, wo Prof. Käblers Haus lag, wo sich aber auch die z.T. sehr schönen, in großen Gärten gelegenen Häuser befanden, in denen meine Eltern ihre Jugend verlebt hatten. Im Ganzen war freilich dieser Stadtteil recht nüchtern gebaut. Besonders die Straßen, die sich westlich anschlossen, wo das Thalia-theater und die Loge lagen, die für das Musikleben und für manche größere Veranstaltung die nötigen Räume darboten, waren ausgesprochen langweilig gebaut. Gerade aber zu jener Zeit machte die Stadt einen erneuten Vorstoß zur Gewinnung neuen Baugeländes. Sie war ja im Westen durch die Saale begrenzt, im Osten z.T. durch die Eisenbahn. Sie breitete sich deshalb vor allem nach Süden, den ich eigentlich nie so recht kennengelernt habe und der wohl hauptsächlich ein Arbeiterviertel wurde, und nach

Norden, in der Richtung auf Giebichenstein und Trotha aus. Hier entstand ein etwas moderneres Villenviertel, wobei allmählich die Vorstädte in die Stadt hineinwuchsen. Daß wir gerade in diesem sich entwickelnden Viertel wohnten, war natürlich nicht uninteressant: wir erlebten es ja mit, wie da, wo die junge Welt ihre Tennisplätze hatte, plötzlich die Stephanuskirche, prompt im Volksmund „Tenniskirche“ genannt, erstand und nun eine Menge neuer Straßenzüge mit etwas präziöseren Häusern, dem damaligen Geschmack („Wilhelminische Epoche“) entsprechend, aus der Erde wuchsen. Selbstverständlich waren bei solchem Stadtwachstum auch einige Pannen passiert. So lag ganz nahe bei uns die Leutertische Maschinenfabrik, die mit ihrer Rauchentwicklung, wenn der Wind ungünstig stand, uns und unseren Nachbarn den Genuß unserer Gärten recht verkümmerte. Nicht minder unangenehm waren die Gerüche, die von der viel zu nahe an der Stadt im Osten gelegenen städtischen Abdeckerei uns bei Ostwind erreichten. Auch daß unmittelbar am Kirchtor das Zucht haus stand, offenbar in einer Zeit gebaut, in der man noch nicht daran gedacht hatte, daß sich hier ein schöner und vornehmer Villenteil entwickeln könnte, wirkte nicht gerade vorteilhaft auf das Stadtbild. Mich haben diese Schönheitsfehler wenig gestört. Ich liebte meinen Schulweg, auf dem sich so gut träumen ließ, auf dem ich manchmal – natürlich sehr laienhaft – mir die umfassendsten Systeme weltumfassenden Erkennens ausdachte, da ich diesen Weg ja meist ohne jede Begleitung etwa durch Mitschüler machte. Auf dem Rückwege von der Schule hatte ich bis zur Steinstraße einen Klassenkameraden als täglichen Begleiter, der in der modernen Dichtkunst und auch Philosophie ganz „au fait“ war, mich mit Gerhart Hauptmann und Nietzsche bekanntmachte und mit dem ich lebhaft disputierte. So waren die Schulwege eigentlich nie unfruchtbar. Vor allem aber hatte die Lage unserer Wohnung in Giebichenstein den großen Vorzug, daß, was an Halle landschaftlich „schön“ war, für mich in unmittelbarer Reichweite lag. War Halle eigentlich eine „schöne“ Stadt? Mich hat es, als ich später in Bonn lebte, einmal sehr empört, als ein nach Köln berufener juristischer Privatdozent, dem ich, weil er das schöne Bonn verlassen mußte, mein herzlichstes Beileid aussprach, sagte: na, es ist doch nicht Halle –, als ob das die häßlichste Universitätsstadt sei, die man sich denken könne. Natürlich, die Lage Halles ist, aufs Ganze gesehen, etwa mit Marburg, Heidelberg, Tübingen, Göttingen oder Bonn nicht zu vergleichen. Wenn man von der immerhin z. T. sehr schönen Altstadt absieht, ist Halle, auch städtebaulich betrachtet, keine schöne Stadt. Aber sie hat ihre ganz besonderen Reize. Und die lagen uns dort in der Burgstraße unmittelbar vor der Tür. Nur wenige Minuten Wegs – an Lehmanns „Palais“ vorbei –, und man war unten an der Saale, sah hinüber zu der einen herrlichen Baumwuchs zeigenden „Nachtigalleninsel“ (nüchternere Menschen nannten sie Peißnitz), blickte zur Linken hin über die weiten von Pappeln umstandenen Saalewiesen, wo im Winter herrlich Schlittschuh gelaufen werden konnte, und im Sommer lockten Kähne zu Fahrten auf dem sanft hinfließenden Gewässer; man konnte da wunderbar im Frühling zur Nacht dem schmelzenden Gesang der Nachtigallen lauschen und in verschwiegene Flußarmen auch am Tage träumen. Ging man am Ufer nach rechts, dann stand man plötzlich vor der von einem mächtig aufragenden Felsen herabschauenden Ruine der Burg Giebichenstein. Das Tal wurde hier eng, die Kröllwitzer Felsen gegenüber gaben dem Bild eine feine Geschlossenheit. Freilich mußte man sich darüber ärgern, daß gerade an dieser Stelle eine Papierfabrik und eine sehr häßliche Brücke die Romantik der Landschaft empfindlich störten. Auf dem Fluß selbst aber zeigte sich während des Semesters oft ein sehr fröhliches Treiben, vielfach auch am Abend; die Studentenverbindungen pflegten auf mit Lampions geschmückten „Gondeln“ ihre Sommerfeste zu veranstalten, Studentenlieder erklangen, und manches fröhliche Gelächter drang zum Ufer hinüber. Wenn

man noch weiter flußabwärts wanderte, kam man nach Bad Wittekind. Und dort lagen wohl die Felsen, von denen einst Eichendorff ins Tal hinein blickte und dieser Blick ihn so entzückte, daß er jene Verse dichtete:

Da steht eine Burg über'm Tale
und schaut in den Strom hinein,
das ist die fröhliche Saale,
das ist der Giebichenstein.
Da hab' ich so oft gestanden,
es blühten Täler und Höh'n,
und seitdem in allen Landen
sah ich nimmer die Welt so schön!

Ich habe diesen Lobpreis immer für reichlich übertrieben gehalten. Immerhin, wenn ich von unserem Haus aus an Lehmanns Garten vorbei fast täglich mit unserem Spitz auf „Lehmanns Felsen“ entlang spazieren ging und von dort oben hinab auf den Fluß, auf die Nachtigalleninsel und darüber hinaus auf die Wälder und Hügel der Döhlauer Heide blickte – das alles oft von der Abendsonne vergoldet, in stets neuer Beleuchtung –, dieser Blick ist mir nie über geworden, er hat sich mir tief eingeprägt, er konnte auf ein romantisch empfindendes jugendliches Gemüt wie ein Zauber wirken. Wenn ich nach Hause kam, waren dann auf dem Klavier etwa Schumanns Phantasiestücke die Exponenten der gleichen Stimmung. Es waren glückliche Stunden jugendlicher Schwärmerei, die diese eben doch in aller Schlichtheit „romantische“ Landschaft mir bescherte. Es gab zwei besondere Kennzeichen hallescher Schönheit: Nachtigallen und Flieder – Nachtigallen, die, auch in unserem Garten nistend, mit ihrem wunderbaren Gesang freilich den Schlaf rauben konnten; Flieder: die Burg Giebichenstein war ja ganz von Flieder überwachsen, und ich glaube eigentlich, daß auch der unmittelbar neben ihr gelegene „Reichardtsche Garten“, dessen eigentliches Charakteristikum freilich die an den Wegrändern mit Versen versehenen Felsblöcke (Erinnerungen an die Goethezeit!) waren, ein Fliederparadies war. Vor allem gab es herrliche mächtige Fliederbüsche an der Ostseite des Stadtfriedhofs, fast so schöne wie im Schwetzingen Schloßpark hier bei Heidelberg. Also doch: eine Stadt voller Schönheiten! Zudem konnte man noch andere Schönheiten erreichen. Dazu rechne ich auch den freilich reichlich mühsam zu erwandernden Petersberg mit seiner weit in die Lande schauenden romanischen Kirche, dazu auch das ja nicht sehr ferne Bad Kösen mit „Saaleck und der Rudelsburg“. Und man darf ja nicht vergessen, daß immerhin damals eine Wanderung durch den Thüringer Wald und den Harz, da eine Fahrkarte z. B. nach Eisenach 4. Kl. nur 1,80 Mark kostete, keine unerschwingliche Sache war.

Wie aber stand es damals mit dem geistigen und künstlerischen Leben in Halle? Um mit dem letzteren zu beginnen: zweifellos stand Halle in jener Zeit noch sehr im Schatten des nahen Leipzig. Was Musik anlangte, hatte Leipzig im 19. Jahrhundert eine auch Berlin weit überragende Position. Seit Mendelssohns Wirksamkeit am Gewandhausorchester waren die Symphoniekonzerte des Gewandhauses die Erprobungsstellen für jeden, der als Komponist oder Virtuose Geltung bekommen wollte. Und die Thomaskirche war mit ihren Sonntagsmotetten und Sonntagskantaten für die protestantische Kirchenmusik normgebend. Wir mußten uns in Halle mit einem durchaus zweitrangigen Orchester, das aus Leipzig kam, dem „Windersteinorchester“, begnügen. Immerhin, wir waren froh, daß uns auf diese Weise doch die Welt der großen klassischen und romantischen Musik erschlossen, daß auch gelegentlich, freilich kühler aufgenommen, modernere impressionistische Symphonik dargeboten wurde. Viel wertvoller freilich waren die vom Solistenquartett des Leipziger Gewandhauses veranstalteten Kammermusikkonzerte. Hier wurde mir die Musik, die ich bisher nur durch

Vierhändigspielen kennengelernt hatte, wurden mir die Streichquartette Haydns, Mozarts, Beethovens, Schuberts, Schumanns, aber auch das Streichquintett Bruckners zu unmittelbaren Erlebnissen beglückendster Art. Auch Halle selbst hatte freilich eine eigene musikalische Tradition durch die Pflege der Oratorienmusik. Die Hallesche Singakademie, durch Robert Franz begründet, stand wohl damals nicht mehr ganz auf ihrer alten Höhe. Aber es war doch wundervoll, in der großen Hallenkirche, der Marktkirche, fast alljährlich die Matthäusp passion hören zu können und damit eine Feierstunde erleben zu dürfen, die sich unvergeßlich einprägte. Dazu schenkte uns auch der unter der Leitung seines Kantors Schröder stehende Städtische Chor feingestaltete Motettenfeiern. Es gab aber damals auch Privatmusikkreise, an deren einem ich wohl schon als Schüler, später auch als Student mitwirkte, die gelegentlich auch an eine beschränkte Öffentlichkeit traten. Im Gedächtnis ist mir insbesondere eine Aufführung der von dem Hallenser Komponisten Reichardt vertonten, von Matthias Claudius gedichteten „Weihnachtskantilene“ in der Kapelle des Diakonissenhauses geblieben, die solch ein Kreis, dem ich zugehörte, veranstaltete. Mit den anderen Künsten stand es zweifellos dürrtger. Ein städtisches Museum mag es gegeben haben, aber zu einer wirklichen Galerie hat es erst später Prof. Sauerlandt entwickelt. Man mußte schon nach Leipzig fahren, wenn man etwa in der Universitätsaula das sehr umstrittene Bild Max Klingers „Christus im Olymp“ oder auf dem Augustusplatz sein Beethovendenkmal, „Beethoven in der Wellenbadschaukel“ vom Volksmund genannt, oder in der reichhaltigen städtischen Bildergalerie seine „Salome“ oder „Kassandra“ oder, was mir noch mehr imponierte, Böcklins „Toteninsel“ und andere vielleicht noch wertvollere Landschaftsbilder vor allem der Düsseldorf Schule sehen wollte. Wir haben einmal unter Friedrich Neubauers Leitung einen regelrechten Kunstausschug nach Leipzig unternommen, um überhaupt einmal von bildender Kunst einen lebendigen Eindruck zu gewinnen. Mehr hätte man eigentlich in Halle auf dem Gebiet allgemeiner geistiger Anregung erwarten dürfen. Natürlich: das Theater vermittelte hier schon Wertvolles. Ich erinnere mich an eine zu vielen Diskussionen auch in der Familie Anlaß gebende Aufführung des „Hamlet“, soviel ich mich erinnere, mit irgendeinem prominenten Gast in der Titelrolle. Auch die „Medea“ von Grillparzer und Schillers Wallensteintrilogie hat sich mir tief eingeprägt. Gerade weil ich das Theater nur selten besuchte, ergriffen mich vielleicht die Erlebnisse, die es vermittelte, besonders. Jedenfalls weiß ich noch, daß eine Aufführung des „Lohengrin“ meinen Augen viel Tränen entlockte, weil der für Elsa so tragische Schluß mein Herz überforderte und auch die Musik Richard Wagners mich packte. Ich kann mich aber nicht erinnern, daß etwa die Universitätsprofessoren durch Vorträge in nennenswertem Umfang auf die Bevölkerung einzuwirken versucht hätten. Es war wohl doch damals die Universität eine im wesentlichen in sich schwingende Größe; sie fühlte sich als Geistesaristokratie, die „popularisierende“ Vorträge für unter ihrer Würde hielt. Es mag übrigens sein, daß ich hier falsch urteile. Ich erinnere mich jedenfalls, daß für die Vorträge, die mein Vater zum Besten des Gustav-Adolf-Vereins in Eisleben veranstaltete, die Theologieprofessoren Friedrich Loofs und Erich Haupt sich durchaus zur Verfügung stellten. Vielleicht lag der Grund dafür, daß ich in Halle mit der geistigen Luft der Universität erst als Student in engere Berührung gekommen bin, darin, daß ich, der ich in diesen letzten drei Jahren meiner Schulzeit viel zu arbeiten hatte, um den Ansprüchen der Schule zu genügen, einfach für solche Veranstaltungen keine Zeit hatte. Ich erinnere mich nur, im Saal der Loge mit großer innerer Anteilnahme einem Zyklus von drei fesselnden Vorträgen von Johannes Müller über „Jesus von Nazareth“ gelauscht zu haben, dessen Sprachgewalt mich damals ganz in ihren Bann schlug. Für das gesellige Leben Halles kamen wir

Schüler kaum in Frage. Hier hatten die Studenten absolut die Vorhand. Wie anders wäre dies in Eisleben gewesen!

Dagegen habe ich mich am kirchlichen Leben der Stadt – freilich wesentlich passiv – ziemlich lebhaft beteiligt. Ich war freilich als Primaner in Giebichenstein als Helfer im Kindergottesdienst auch aktiv tätig, allerdings mit mich oft sehr deprimierendem Erfolg, da ich erleben mußte, wie gering meine katechetischen Fähigkeiten waren. Im übrigen war es mir, da ich wesentlich doch ein Verstandesmensch war und fürchtete, innerlich zu verkümmern, direkt ein Bedürfnis, am Sonntag am gottesdienstlichen Leben der Stadt teilzunehmen. Halle hatte ja gerade als Stadt August Hermann Franckes eine durchaus lebendige kirchliche Tradition, die besonders dadurch, daß die theologische Fakultät wegen ihrer hohen Qualität aus ganz Deutschland viele Theologiestudenten anzog, eine erkennbare Stärkung erfuhr. Allerdings ging ich auf der Suche nach innerer Förderung gelegentlich auch sonderbare Wege. Die Giebichensteiner Pastoren zogen mich wenig an. Gern ging ich dagegen in die akademischen Gottesdienste, die damals meist im Dom, d. h. in der reformierten Kirche der Stadt, stattfanden. Eine Predigt von Erich Haupt über Psalm 42 ist mir bis heute noch im Gedächtnis geblieben, und die lebhafteste Predigtweise von Friedrich Loofs entsprach meinem Temperament offenbar besonders. Aber ich ging auch, freilich mehr aus Neugier, gelegentlich in die katholische Elisabethkirche, nicht weit von der alten Glauchaer Georgskirche gelegen, der ja eigentlich die Stiftungen zugehörten. Und einige Male besuchte ich auch einen baptistischen Saal, nicht weit von uns gelegen, in dem damals ein sehr begabter Prediger es ausgezeichnet verstand, die Gemeinde lebhaft in seine Schriftauslegung aktiv mit einzubeziehen. Solche meinen Vater nicht gerade sehr erfreuende Seitensprünge waren aber nicht die Regel. Im Ganzen zog es mich am meisten in die alte Neumarktskirche am Kirchtor. Daß ich dort noch die letzten Predigten des vor allem von meiner Mutter sehr verehrten Pastors Heinrich Hoffmann habe hören und auch an den von ihm reich ausgestalteten liturgischen Vespern habe teilnehmen dürfen, ist mir eine liebe Erinnerung. Und dort und später in der inzwischen erbauten Stephanuskirche mit meinen Eltern unter Pastor Meinhofs Kanzel inmitten einer großen Gemeinde zu sitzen, das bedeutete für mich viel.

Davon, was mir Halle dann als Student in den Jahren 1900-01 gegeben hat, zu sprechen, liegt außerhalb des Plans dieses kleinen Aufsatzes. Ich möchte aber zum Schluß noch von einem freilich erst später sich auswirkenden Erlebnis berichten, das wohl in diese Zeit gehört. Wir Schüler wurden anlässlich einer Volkszählung aufgefordert, Helferdienste zu leisten. Es wurden jedem einige Häuser zugewiesen, in denen wir zunächst die Formulare auszuteilen, dann aber wieder einzusammeln hatten. Ich bekam einige Häuser einer Nebenstraße der Reilstraße zugewiesen, ganz in der Nähe der dortigen Infanteriekaserne. Die Häuser sahen äußerlich gar nicht übel aus; eins war sogar wohl eine Art Villa, wo, soviel ich mich erinnere, ein feingebildeter Verlagsbuchhändler wohnte. Was mir aber an Wohnungs- und menschlicher Not in den anderen Häusern begegnete, spottete aller Beschreibung. Nicht nur daß in den einzelnen Wohnungen sich eine Unmenge von Menschen zusammendrängten, — daß man auch einer unvorstellbaren Verwahrlosung begegnete, das war für das Herz eines Primaners fast untragbar. Bei dem Abholen der Fragebogen mußte man meist ziemlich lange noch in den Zimmern verweilen, um unvollständige Angaben zu ergänzen: auch der Intelligenzstand dieser Menschen war ja z. T. niedrig. Ich erinnere mich, daß mir beim Betreten eines Zimmers einer solchen Wohnung ein derartig ekelhafter Geruch entgegenschlug, daß ich mich regelrecht übergeben mußte. Damals ist mir eine Ahnung davon aufgegangen, wie wichtig für die Lösung der sozialen Frage die Wohnungsfrage ist. Warum lebten diese Menschen so auf einen Haufen gedrängt eng

nebeneinander? Offenbar war in vielen Fällen das Arbeitseinkommen zu gering, um eine ordentliche Wohnung sich mieten zu können. Und nun lebten Eltern, Kinder und womöglich Kindeskinde so eng zusammen, daß bis in die intimsten Dinge hinein sich das Leben vor aller Augen vollzog. Wie konnte sich auf diesem Boden reines und sittlich geordnetes Leben entfalten! War das nicht ein Boden, aus dem nur ein revolutionärer Geist erwachsen konnte? Durfte man nur einfach über diese Verhältnisse schelten und diese Menschen, wenn sie aufbegehrten und eine neue Gesellschaftsordnung erstrebten, als „vaterlandslose Gesellen“ bezeichnen? War es zu verwundern, daß sie auch der offenbar die bestehende Ordnung stützenden Kirche ablehnend gegenüberstanden? Solche Eindrücke haben mich später offengemacht z. B. für die Bodenreformideen Adolf Damaschkes, die ich zunächst dadurch kennenlernte, daß mich seines Gesinnungsgegners Friedrich Naumanns politische Gedanken und Ziele sehr ansprachen, haben aber zur Folge gehabt, daß mir immer, so starke Wandlungen auch meine politische Einstellung später durchgemacht hat, die Frage gerechter sozialer Gestaltung im Mittelpunkt gestanden hat. Insofern ist also die Tatsache, daß mir während meiner Jugendzeit in Halle eine Industriestadt begegnete, von rechter Bedeutung für mich geworden.

Wenn ich aber mein Halle-Erlebnis als Ganzes ins Auge fasse, dabei auch die drei Semester der späteren Studienzeit mit einschließend, war es doch in erster Linie das „schöne“ und das „geistige“ Halle, das mir sich ins Herz schrieb. Wahrscheinlich würde ich mich in dem heutigen Halle kaum mehr auskennen und wiederfinden. Die Zeiten sind ganz anders geworden. Eichendorff schließt sein von mir oben zitiertes Gedicht mit den schwermütigen Worten:

Und Lieder und Lust und Schmerzen,
wie liegen sie nun so weit —
O Jugend, wie tut im Herzen
mir deine Schönheit so leid!

Etwas von dem hier Ausgesprochenen klingt auch in meinem Herzen nach

Die Abiturienten von Ostern 1910

wollen sich am 1. März 1960 in Kassel zusammen mit ihrem damaligen Klassenleiter, Herrn Ober-Studiendirektor a. D. Dr. Hackmann, treffen. Gemeldet haben sich bereits Dupuis, Windel, Wolf, Vetter. — Wer kann Auskunft über Adalbert Otto geben? Wer ist von den 19 Abiturienten sonst noch am Leben?

Rudolf Windel, Oberstudiendirektor i. R., Gütersloh, Moltkestr. 63.

Von den Jahrbüchern Schola Latina 1957, 1958 und 1959

ist ein Restbestand vorhanden.

Jedes Jahrbuch wird zum Preise von DM 2,25 abgegeben. Postscheckkonto Edgar Rudolph, Berlin W 15, Konto-Nr. 537 13.

Ein Brief aus Süd-Amerika

Unser Kommilitone Dr. med. Max Meitzner lebt seit 60 Jahren in Amerika, aber sein Herz schlägt für Deutschland und er erinnert sich gern seiner Schulzeit in den Franckeschen Stiftungen. Sein Brief wird in seiner originellen Art allen Lesern Freude bereiten.

Wer Max Meitzner noch kennt, wird gebeten, ihm recht bald zu schreiben und ihm zum 80. Geburtstag zu gratulieren.

Dr. med. Max Meitzner M.D.

Medico y Cirujano

9 de Octubre 722

Casilla 3821

Guayaquil - Ecuador

Guayaquil 18 Nov 1958—

Lieber Edgar Rudolph

Berlin Charlottenburg 2.-West 15

Kenesebeckstr 27

Du hast mir mit der Schola Latina eine große Freude gemacht — und ich werde Dir sofort 10 Mark schicken. fünf für 1958 und fünf für 1959 — Man sieht doch wieder, dass Berlin die einzigen richtigen Deutschen beherbergt — Ich spreche ja nicht Berlinersch, denn ich spreche Hoch-Deutsch. bin nämlich ein Potzdammer — nicht Potzdummer. bin nämlich schon beinahe 79 Jahre alt, und Kaiser unser Musiklehrer sagte ja immer zu mir Max ist fürchterlich dumm geboren zu werden und dann nichts dazu lernen. Ich wurde 1880 an einem Sonntag abends 10 Uhr in der Marienstraße 1.a Potzdam geboren. Mein Vater war Rossarzt bei dem 1. Garde Ulanen Regiment 33 Jahre lang — als er 1887 starb. Mein Urgrossvater kommt aus Birnbaum bei Posen. war der stärkste, größte und reichste Landwirt dort während der Zeit Napoleons. alles verloren, aber er hatte 2 schlauen Söhne, die hatten sich jeder 36 000 Thaler, die großen Thaler seinerzeit in die Erde gebuddelt — Und als Urgrossvater starb, nahmen sie jeder für sich 36 000 Thaler mit nach Berlin. Der eine Grossvater hatte 19 Kinder, kaufte sich ein Haus in der Tiek Straße 6, welches wohl heute noch in Meitzners Besitz ist, und der andere Grossvater kaufte sich eine Brauerei in Berlin und hatte 21 Kinder, meine Mutter die einzige Tochter. also meine Mutter und mein Vater sind Cousins. Vom Vater hab ich das strenge Rechtsgefühl zur Arbeit von der Mutter die Kunst zum Gaugeln und Simulieren. Ich bin der jünste von 6 Kindern. Vom Victoria-Gymnasium Potzdam ging es zur Latina Halle 1892-96 — Ich war der beste Geräteturner STV Friesen und Musikkapelle Pistonbläser — Blechschmuck nanntest du sie in deinem Buch — auch war ich Sopransänger in der Glauchaschen Kirche, sang das ganze Loewe Album ab, Die Uhr, Ich hab es getragen 7 Jahr, Graf Diuglas, Erbkönig, Fiederikus Rex unser König und Herr — die Florelle,

Das Alpenveilchen usw. Auch steckte mich Kaiser als ich Stimmwechsel hatte in den Männerchor im Tenor, um zehn Jahre ist es her seit das mächtige Paar der Atriden etc im Hexameter gesungen 6 stimmiger Chor in griechisch — Mein Einjähriges machte ich vor der Berliner Prüfungskommission. Ich mußte nämlich in der Schule jede Klasse zweimal durchmachen, so siehst du ich kenne die Oster- und die Michaelis-Klassen sehr gut. Stade war so freundlich meiner Mutter zu schreiben nehmen sie Max aus der Schule, das nächste Jahr kommt er in meine Klasse und dann kann ich schon jetzt versichern da fällt er sicher wieder durch. — Daher Privatlehrer. 1899 ging ich nach USA. 1902 studierte ich Medizin in Jafferson Med College Philadelphia Pa, graduierte 1907 mit hohen Ehren, bekam erste Anstellung im Hospital als Pathological Resident, und hatte 150 Dollar für das beste Examen in Anatomie erhalten. 1909 heiratete ich eine Amerikanerin, und ging als Arzt nach Ecuador, wurde Eisenbahnarzt 16 Jahre lang und dann Privatarzt. Im zweiten Weltkrieg ging ich nach Deutschland 1942. Ich war der einzige Deutsche, den man nicht ausgewiesen hatte, also der freiwillig nach Deutschland zurückgefunden hat, und machte den Krieg in Leipzig bis 1947 mit, ich war damals 67 Jahre alt — dann als die Russen kamen haute ich ab, lief nach Paris mit meiner Familie, und kehrte nach Ecuador zurück — Ich wurde im letzten Jahre mit Goldbutton decoriert für 50 Jahre faithful medical service — gehöre zur N Signa Nu Fraternity und war in Amerika Freimaurer — Habe 8 Kinder in Ecuador zur Welt gebracht, die jüngste ist 24 Jahr noch ledig. Alle anderen verheiratet. Mit Kindern. Mit Rudolf Eibach stehe ich in brieflicher Verbindung seit 50 Jahren. Alles Nähere kannst du von ihm erfahren.

Nun aber Schluß für den ersten Brief. Hast du wohl die Tüte voll. Eins mußt du noch wissen, Berlin ist eigentlich nur mit Meitzners bewohnt — Triffst du mal einen bitte zu achten Meitzner nicht Meissner — schöne Grüße. Bedenke 21 und 19 Kinder von meinen Grossvätern her, und dann noch die anderen alle dazu, und diese Rasselbande alles in Berlin, nur ich in Potsdam. Welche Freude von dir aus Halle Latina zu hören aus Sachsen, wo die Meechens uf de Böme wachsen — Vergessen habe ich noch daß ich in der Hallenser Kirche Vom Himmel hoch da komm ich her mitgesungen habe, Bachs Bartholomäus — mitgesungen habe unter Leitung von Kaiser — und einem Trompeter — der die Tonlage halten sollte. Nun viele Grüsse an alle Berliner von eurem Onkel Max. —

Wer kann Auskunft geben?

Wer kann mir über Otto Grabe, Abitur 1918, Auskunft geben?

Karl Vetter, Betriebsleiter (1915–1918) P.A. Loreley
Buttstädt bei Weimar, Bahnhofstraße 22 a.

BUCH - BESPRECHUNGEN

August Hermann Francke — Zeuge des lebendigen Gottes, von Erich Beyreuther. Berlin Ev. Verl.-Anst. 1958. DM 6,50.

Für Westdeutschland: Buchhandlung des Johannesstiftes, Berlin-Spandau.

Es ist mir eine Freude, Euch einstige Schüler der Franckeschen Stiftungen auf dieses Buch hinzuweisen. Wir lasen ja schon im Jahrbuch 1959, daß E. Beyreuther sich Francke-Forschungen gewidmet — nun aber hat er ein richtiges Francke-Buch herausgebracht, durch das uns der Anstaltsvater gegenwartsnah werden kann. Wir müssen doch gestehen, daß wir recht wenig von ihm wissen. Im wesentlichen ist es die Geschichte von den 4 Talern und 16 Groschen, die ihm den Anstoß gaben, die Armenschule anzufangen, aus der dann in wenigen Jahren sich die ausgedehnte Schulanstalt und das Waisenhaus entwickelt hat, die wir täglich vor Augen hatten. Und das Geheimnis ihrer Entstehung wurde uns „Stadtschülern“ angedeutet durch das Bild am Giebel des Hauptgebäudes (Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft...), unter dem wir täglich hindurchgingen, und die ändern wurden durch das Denkmal an diesen Glaubensgrund erinnert.

Wenn wir nun das Francke-Buch lesen, dann müssen wir uns etwas wundern, warum uns eigentlich, zumal in den oberen Klassen, nicht mehr von Franckes überragender Persönlichkeit, seinem vielseitigen Wirken, seiner kirchengeschichtlichen Bedeutung gesagt worden ist; nicht damit wir stolz würden, diese berühmte Schule zu besuchen, sondern damit unser Blick geweitet worden wäre für die mancherlei Möglichkeit christlichen Wirkens, daß durch das liebevolle Vorbild Franckes lebendiger Glaube erweckt und tätige Bruderliebe in uns entzündet worden wäre. Nun, diesen Dienst kann uns dies Buch auch heute noch tun.

Außerdem hilft es uns zur Bildung eines gerechten Urteils in manchen Fragen der Gegenwart. Ich denke dabei besonders an den Pietismus, den man im Blick auf seine späteren Auswüchse meint rundweg verwerfen zu müssen. Der Verfasser steht seinem „Helden“ nicht ohne Kritik gegenüber, aber er stellt auf dem Boden gründlicher Quellenforschung die positive Bedeutung eines gesunden Pietismus klar heraus. Erschütternd ist zu lesen, wie Francke gerade während der Jahre, da die Hauptgebäude (ohne Kapital!) erstanden (1798 f.), ganz besonders von seinen Hallenser „Amtsbrüdern“ angefeindet wurde und man ernstlich darauf bedacht war, ihn aus Halle zu vertreiben. Und erhebend ist zu lesen, wie er sich in solchen Anfechtungen als schlichter Jünger Jesu erwiesen hat. Es gäbe noch viel hervorzuheben — genug! — Nimm und lies! Für den Westen: Verlag Francke-buchhandlung, Marburg/Lahn.

Gottfried Goebel (1895–1904), Wettin/Saale, Burghof 91.

— Von mir selbst darf ich erwähnen, daß ich nach einer Lebensrundreise 1956 in Wettin, d. h. in der Nähe meiner Vaterstadt Halle, gelandet bin, wo ich die kleine reformierte Burggemeinde verwalte. Von meinen 10 Kindern ist ein Sohn auf der Latina gewesen „auf der Bude“; er hat 1944 im Kanal als U-Boot-Offizier sein Grab gefunden. Eine Tochter ist seit kurzem Missionsschwester am Viktoria-See, was mir als altem Mitglied des Schülermissionsvereins eine besondere Freude ist. G.

Tausend Seiten über Fabrikationstechnik der Fischverarbeitung.

Im Verlag „Der Fisch“ (Clara Baader), Lübeck, Rotlöcherstraße Nr. 31, erscheint Anfang 1960 Band V der Reihe „Der Fisch“ (Mitteilungen für die Fischindustrie). Verfasser dieses Buches ist Peter Biegler (1907–14 Oberrealschule der Fr. St.). Das Werk trägt den Titel: **Fischwaren-Technologie**, Theorie und Praxis moderner Fabrikationsmethoden der Fischindustrie des In- und Auslandes mit 150 Industriefotos und 420 Rezepturen. Preis zwischen 45,- und 50,- DM. Bestellungen werden schon jetzt entgegenommen. Spezialwünsche können berücksichtigt werden. (Vergleiche Jahrbuch 1958 Seite 17.)

Neuerschienen ist als Beitrag zum betriebswirtschaftlichen Schrifttum das beachtenswerte Werk des Berliner Alten Lateiners Studienrat Walter Keßler:

Keßler/Lange „Rechnungswesen der Industriebetriebe (Lehr-, Aufgaben- und Arbeitsbuch)“. Verlag: Primus-Verlag, Berlin-Neukölln, Kiehlufer 67. Preis: DM 4,20. Der Schlüssel ist von Lehrern und Studierenden zum Preise von DM 4,80 nur direkt vom Verlage zu beziehen.

Es ist hier der gelungene Versuch gemacht, in Form eines Kompendiums eine überaus reichhaltige Material- und Aufgabensammlung für den praktischen Aufbau eines gut funktionierenden Rechnungswesens von Industriebetrieben zu bieten, die als unentbehrliches tägliches Hilfsmittel in die Hand eines jeden leitenden Wirtschaftlers, insbesondere Betriebsabrechners, gehört.

Einweihung und Taufe der August-Hermann-Francke-Schule in Bielefeld

Die Freie Presse, Bielefeld, meldete am 8. 12. 1959:

Die Einweihung und Namensgebung des Schulhauses der August-Hermann-Francke-Schule ist heute, 11 Uhr, an der Kurzen Straße 26 c. Die Feier findet in der Turnhalle der Schule statt, anschließend ist ein Rundgang durch das neue Schulhaus vorgesehen. Die Schule wurde nach dem Professor der Theologie August Hermann Francke, Halle (Saale) (1663–1727) benannt, dessen Bestreben es war, den Armen und Bedrängten zu helfen. Heute noch bestehen in Halle (Saale) die „Franckeschen Stiftungen“, die sich aus Schulen und Anstalten zusammensetzen.